Die
Abtei Carrow.

Roman

von

J. F. Smith.

Frei nach dem Englischen

von

Dr. Büchele.

Erster Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1859.

Schnellpressendruck von E. Greiner in Stuttgart.

Das Rindvieh möchte ich kennen, welches soviel Worte unterstrichen u. verbessert! Die unterstrichenen „von" sind schon schätzbar am Gräuel.

Erste Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Die Abtei Carrow war eines jener schönen Bauwerke aus der Zeit von Elisabeth, wie man sie noch in den abgelegensten Winkeln Englands trifft, gleich weit entfernt von dem Weibergeklatsch der Städte, dem Lärm der Geschäfte und dem Tumult des gemeinen Lebens. Gleich einer ernsten Matrone hatte sie sich von einer Gesellschaft und von Moden, welche nicht mehr die ihrer Jugend waren, gänzlich zurückgezogen.

Das Haus war von Steinen und Ziegeln aufgeführt, ungefähr in Gestalt eines H. Es hatte hohe und graziöse Giebel und zwei von Thürmen flankirte Flügel, geschmückt mit Wappenschilden und dem Namenszug des Gründers, die aber einigermaßen von dem Zahn der Zeit verwischt oder von

dem dichten Epheu und den Schmarotzerpflanzen, die man an den Mauern hatte emporklimmen lassen, bedeckt waren.

Der Haupteingang, der nach Süden lag, bestand aus einem Porticus und einem sehr hohen Thurm, der in einem jeden Stockwerk von einem vorspringenden Fenster durchbrochen war und mit Zinnen und einer Plattform endete, wohin man während der Bürgerkriege zur Vertheidigung der Bewohner eine Kanone gebracht hatte.

Es war den modernen Architecten und Decorateurs verboten worden, an der Anordnung und Meublirung dieses Wohnorts etwas zu ändern. Die hohen Zimmer mit Eichenholz-Getäfel bewahrten noch die Bildnisse Derer, welche darin gelebt hatten oder gestorben waren; und hätten die Originale aus den Grüften der benachbarten Kirchen, wo sie größtentheils ruhten, hervorgehen können, sie würden noch dieselben Sessel mit hohen Lehnen, dieselben reich geschnitzten Schränke, dieselben massiven Tische, dieselben Sammt-Tapeten und Teppiche (ein wenig verschossen zwar von der Zeit und den Sonnenstrahlen, welche schläfrig durch die schmalen Fenster fielen), endlich dieselben Himmelbetten und dieselben Betpulte gefunden haben, welche sie zu ihren Lebzeiten gesehen hatten.

Nichts hatte gewechselt als der Eigenthümer.

Der ungeheure Park, welcher die Abtei umgab, war wohlbeholzt, zu Thälchen versenkt, in Hügel ausgebaucht, von großen Lichtungen durchschnitten, welche die Sonne erheiterte, und wo die Damhirsche und Rehe Morgens, wenn der Thau noch auf dem

Grase glänzte, lustig weideten. Dann zogen sie sich als wahre Epikuräer in den Schatten zurück, um nach Muße ihr Mahl zu verdauen.

Alles um die Abtei herum hatte ein Aussehen respectvoller Alterthümlichkeit. Die Eichen waren Riesen in ihrer Art, die schwarzen Tannen, Lerchen, die silbergrauen Buchen schienen wenigstens Zeitgenossen des Gebäudes; selbst die Saatkrähen, deren Vorfahren Jahrhunderte lang ihre Nester in dem dicken Laubwerk gebaut hatten, schienen keine gemeinen Vögel; ihre aristocratische, ehrwürdige Miene erinnerte unwillkürlich an ein ernstes Domcapitel. Es lag etwas Salbungsvolles und Markiges sogar in ihrem Krächzen. Sah man sie so nachläßig über das Herrschaftsgut hinfliegen, man hätte sagen mögen, sie wären es sich bewußt, zu einer privilegirten Caste zu gehören, sicher zu sein vor den Flinten junger Herumstreicher und der benachbarten Pächter, welche Sir William Mowbray, den Gebieter von Carrow, allzu sehr fürchteten, als daß sie sich erlaubt hätten, auf seinem Grund und Boden einen Schuß zu thun, was nicht geduldet wurde.

Das will nicht sagen, daß der Baronet ein Jäger war, im Gegentheil er ging nie mit einer Flinte aus und hegte eben so wenig sein Wildpret für die Personen, welche zu ihm auf Besuch kamen. Mit Ausnahme des Kirchspiel-Geistlichen, welcher ein Mitschüler von ihm zu Oxford gewesen war, empfing er keine Person. Sein Leben war eben so einsam, wie das Herrenhaus, welches er bewohnte. Die Bücher waren seine vornehmsten Gesellschafter, und er vermißte keine Andern.

So wimmelte das ganze Herrschaftsgut zum großen Verdruß der Pächter von Wildpret. Sie beklagten sich laut über die von den Thieren angerichteten Verwüstungen, wenn die jährliche Rechnungs-Abhör kam; aber Sir William war ein so milder Gebieter und bewilligte so beträchtlichen Nachlaß für den Schaden, welchen Hasen und Fasanen (wir rechnen die Krähen nicht) der Ernte gethan hatten, daß sie genöthigt waren, wenigstens zufrieden zu scheinen. Wir sagen zu scheinen, denn es ist eben so schwer, einen Pächter zu finden, der sich nicht beklagt, als einen politischen Charlatan ohne Parteigänger. Das Brummen scheint ihr habitueller Grundton zu sein.

Obgleich der Baronet der größte Grundeigenthümer der Grafschaft war, mischte er sich doch niemals in die Wahlen, sondern ließ seine Pächter nach ihrem Dafürhalten abstimmen. Er überschritt selten die Grenzen seines Parks, außer am Sonntag-Morgen, wo er sich nach der Pfarrkirche auf einem einsamen Fußweg begab und auf der kleinen, mit Vorhängen versehenen Gallerie gegenüber von der Kanzel Platz nahm. Er kam gewöhnlich zuerst und entfernte sich zuletzt, so daß die Dorfbewohner nur selten Gelegenheit hatten, ihren excentrischen und einsiedlerischen Herrn zu erblicken.

Sie erkannten ihn jedoch an seiner unbegrenzten Wohlthätigkeit. Das der Welt verschlossene Herz war für den Ruf der Noth offen geblieben.

Das Haus von Sir William bestand aus einem Dutzend Domestiken, von welchen die meisten im Dienst der Familie alt geworden waren. Es zählte

deren viel mehr zu der Zeit, da er sich aus der Welt zurückzog, aber er hatte sich geweigert, die, welche starben oder ihn verließen, zu ersetzen; er konnte ein fremdes Gesicht nicht leiden.

Gleichwohl besaß dieser Mann, welcher so einsam lebte, daß sein Name aus dem Gedächtniß seiner Freunde verwischt schien, Talente, welche den Ruhm des Parlaments ausgemacht hätten, eine Energie, fähig, die Bestrebungen einer großen Nation zu leiten; ein Vermögen, hinlänglich, einen Geizhals zu sättigen, und einen Ruf, so rein, wie der Name seiner Vorfahren.

Zwölf Jahre vor dem Anfang unserer Geschichte hatte Sir William Mowbray, damals in der Blüthe des Alters, eine jener Wunden erhalten, von welchen ein großer Geist genesen kann, eine gefühlvolle Seele niemals.

Seine Gattin, die er leidenschaftlich liebte, hatte mit einem Mann die Flucht ergriffen, welchen er für seinen treuesten Freund hielt; und um jenen Schimpf wo möglich noch zu vergrößern, hatte sie ihr Kind mit sich genommen, den Erben des Namens und Vermögens von Mowbray.

Groß war das Erstaunen der fashionabeln Welt; denn der ehrenwerthe Capitän Lucas, der Entführer, stand eben so tief unter dem Baronet in Bezug auf gefälligen Anstand, welcher das Herz der Frau gewinnt, wie auf männliche Tugenden, welche diese Eroberung zu behaupten verstehen. Unter einem liebenswürdigen Aeußern verbarg er einen selbstsüchtigen Character; er war in der größten Bedeutung

des Worts ein sinnlicher Mensch, ein Spieler, ein Feigling.

Sobald der empörte Gatte sich ein wenig von dem schrecklichen Schlag erholt hatte, welchen dieses Ereigniß ihm versetzte, verfolgte er die beiden Schuldigen bis nach Florenz, dann von Florenz nach Rom, wo er ihre Spur verlor. Mehr als zwei Jahre lang durchlief er Europa, wie eine Seele in der Qual, unter der Last eines Schimpfs, welcher das Herz und das Gehirn vertrocknet; seine Kräfte wurden durch den Schmerz aufrecht erhalten, der sie anspornte, aber seine Nachforschungen waren fruchtlos. Er konnte keine Spur seines treulosen Freundes, seiner entehrten Frau, seines geraubten Kindes entdecken.

Ermüdet von dieser Verfolgung und zerrissenen Herzens kehrte endlich Sir William Mowbray nach England heim und zog sich in die tiefe Einsamkeit von Carrow-Abtei zurück. Zum großen Erstaunen seiner Freunde weigerte er sich, den geringsten Schritt zu einer Scheidung zu thun oder zu demselben Vollmacht zu geben. Mehrere nahmen das für Schwäche. Sie täuschten sich. Sein Entschluß kam aus der Kenntniß, den er vom Character seiner Frau hatte. Sie war stolz und empfindlich, und er wußte, es würde eine Zeit kommen, wo ihr Verbrechen ihre Züchtigung wäre.

„Nie wird sie seine Frau werden," sprach er. „Sie lebe zur Abhängigkeit von ihrem Verführer erniedrigt und zitternd vor seiner geringsten Laune! Wenn die Leidenschaft dieses Mannes erloschen ist, wenn Uebersättigung ihn abgestumpft hat, wenn sie fühlt, daß sie eine Last für ihn ist, wenn jede

Stunde ihres Lebens zu einem Jahrhundert der Demüthigung für sie geworden ist . . . . dann werde ich gerächt sein!"

Mehrere Jahre lang bot der Baronet demjenigen, welcher ihm seinen Sohn zurückgeben würde, große Belohnungen; aber vergebens. Ein undurchdringlicher Vorhang schien Vater und Kind, den beschimpften Gatten und die schuldige Frau zu trennen.

Das einzige Individuum, welches von dem traurigen und schmerzlichen Ereigniß, wie es schien, Nutzen ziehen sollte, war der Bruder von Sir William, Obrist Mowbray, ein Weltmann, ehrgeizig und intrigant, der solcher Art als sein präsumtiver Erbe galt.

So nahe verwandt sie waren, bestanden doch nur wenig Beziehungen zwischen ihnen und sie sahen sich sehr selten. Ihr Geschmack und ihr Character waren nicht sympathisch.

Sir William hatte sonst keine Verwandtschaft, als eine Schwester, welche von ihm zärtlich geliebt wurde, aber seit langer Zeit in Indien war, wo ihr Gatte, General Aubrey de Vere, ein wichtiges Commando begleitete. Nichts desto weniger begegnete es ihm manchmal, daß er deren Briefe Wochen lang auf dem Tisch liegen ließ, ohne das Siegel zu erbrechen, und eben so lang vielleicht wartete, ehe er eine Antwort darauf gab.

An einem heißen Abend zu Anfang des Augusts 1817 saß der Baronet in der Bibliothek von Carrow-Abtei, einem jener Gemächer, welche van Dyck so gern malte. Mehrere Portraits von Gliedern der Familie Mowbray, von jenem berühmten Meister,

hingen an dem eichenen Getäfel, dessen zarte Schnitz-Arbeit Gibbons beneidet haben würde. Das Aussehen dessen, welcher den alterthümlichen Salon einnahm, war nicht ohne Harmonie mit dem Character des Gemachs. Wiewohl in der Kraft der Jahre, trug Sir William bereits die Zeichen des Alters, nicht jenes rüstigen Alters, welches einem Sonnenstrahl im Winter gleicht, sondern eines vorzeitigen Verfalls: Abgelebtheit des Herzens, Runzeln von Thränen gegraben, eine von Schmerz, nicht von der Zeit gefurchte Stirne.

Seine Physiognomie war sehr intelligent und einst schön gewesen, aber der Ausdruck derselben, selbst in der Ruhe, war der des Schmerzes, der von moralischer Energie überwunden worden ist. Silberfäden mischten sich bereits unter die wallenden Locken schwarzen Haares, welches er zu Zeiten von seiner brennenden Stirne strich.

Sein Costüm war eben so vernachläßigt wie seine Person. Sein magerer, aber musculöser Körper war in einen weiten Schlafrock von verschossenem Damast gehüllt, und er glich, in seinen geschnitzten Sessel zurückgelehnt, mehr einem Bildniß von ehemals, von einem massiven Rahmen umschlossen, als einem lebendigen und fühlenden Wesen.

Das Buch, das er las, die Anatomie der Schwermuth von Burton, war ihm aus der Hand gefallen, aber er schien es nicht bemerkt zu haben. Ohne Zweifel war er auf einen Lauf gekommen, der eine der unzähligen Saiten vibriren machte, welche von dem Herzen ausgehen und nach allen Seiten hin ausstrahlen. Sein Blick war auf das Portrait eines

seiner Vorfahren gerichtet, einen Holbein, dessen außerordentlich friedsame Mienen mit den in dem Gesicht seines Abkömmlings gemalten Leidenschaften seltsam contrastirten.

Der Geist des Baronets war offenbar mit Bildern erfüllt, welche seinen Frieden störten; vielleicht dachte er an die Todten und beneidete sie um ihre Ruhe; vielleicht träumte er von den Lebenden, denn zuweilen zogen sich die Muskeln seines Angesichts rasch zusammen und seine trüben Augen wurden beredt in ihrem stummen Schmerz.

Wir neigen uns eher dieser letzteren Meinung zu.

Man hatte dreimal sanft an die Zimmerthüre geklopft, aber der Baronet war so sehr in sein Nachdenken vertieft, daß er nichts davon hörte.

Endlich öffnete sich die Thüre langsam und Mrs. Rebecca Jarmy, die alte Beschließerin, trat ein. Das treue Geschöpf war im Herrenhause geboren worden. Ihre Gefühle, ihre Gewohnheiten und selbst ihr Gesicht hatten etwas von dem alterthümlichen Character dieser Orte. Ihr ernstes, würdiges Benehmen war sehr verschieden von dem servilen Wesen der Domestiken unserer Tage. In ihrer Jugend war sie die Zofe von Sir Williams Großmutter gewesen; und bei dem Tode dieser Dame hatte man ihr den Posten, den sie nunmehr bekleidete, übertragen.

Mit den Gewändern ihrer verstorbenen Herrinnen hatte sie auch einen Theil ihrer Würde geerbt; und so lächerlich ihre tiefe Verbeugung beim Eintritt in das Zimmer einem Emporkömmling von heute erscheinen mochte, eine Dame vom Hofe

Georgs II. hätte gewiß daran weder etwas Albernes noch Außerordentliches gefunden.

Die Haushälterin war in eine Robe von aufgeschnittenem Brocat gekleidet, die zu ihrem Vortheil einen alterthümlichen Unterrock von gesteppter Seide blicken ließ. Ihre Haare, weiß wie Schnee, waren um ihre runzelige Stirne gelegt und von einer Haube von Brabanter-Spitzen, würdig einer Gräfin, überragt. Ihre Manchetten und ihre Schürze waren mit nicht minder reichen Spitzen garnirt.

Bei ihrem Anblick fuhr der Baronet zusammen, gleich einem Menschen, der plötzlich aus einem peinlichen Traum erwacht.

„Ah! Jarmy, sind Sie es?“

„Ja, Sir William.“

„Habe ich geklingelt?“

„Nein, Sir William.“

„Was führt Sie denn hieher?“ fragte ihr Gebieter in einem Tone, der einige Unzufriedenheit darüber andeutete, daß er in seinen Betrachtungen unterbrochen worden war.

„Ich muß Sie stören,“ erwiderte die alte Dame. „Eine Neuigkeit .... es ist Jemand angekommen.“

„Jemand angekommen?“ wiederholte der Baronet mit erstaunter Miene.

„Ja, Sir William.“

Offenbar war die Haushälterin in Verlegenheit und wußte nicht, wie sie fortfahren sollte. Der Einsiedler betrachtete sie aufmerksamer und bemerkte, daß ihre Augen voll Thränen waren, daß ihre Stimme zitterte und ihr ganzes Aussehen große Aufregung verrieth.

„Setzen Sie sich, Jarmy," sagte er, auf einen Stuhl deutend, „und lassen Sie mich wissen, was sich zugetragen hat."

„Haben Sie kürzlich einen Brief von meiner lieben jungen Dame erhalten?" fragte sie.

Mit zitternder Hand suchte Sir William hastig unter einer Masse von Briefen und Journalen, die auf dem Tisch aufgehäuft waren.

„Nein," sagte er, „ich sehe keinen . . . . . Warten Sie, da ist einer, der das Postzeichen Indien trägt . . . . Aber es ist nicht die Handschrift meiner Schwester," setzte er hinzu, die Adresse an die Lampe haltend.

„Haben Sie das Siegel angesehen, Sir William?" fragte die alte Frau in jenem Ton vertraulicher Zuneigung, zu dem sie ihre langen und treuen Dienste berechtigten.

Der Baronet drehte den Brief um und sah, daß er schwarz gesiegelt war.

„Verlassen Sie mich," sagte er mit gebrochener Stimme; „ich will Ihnen sogleich klingeln, aber es ist besser, ich bin allein, um diesen Brief zu lesen."

Die gute Frau entfernte sich aus dem Zimmer; man las Betrübniß und Mitgefühl auf ihrem Gesicht; ihre Aufgabe war vollbracht, die des Baronets begann erst. Er erbrach das Siegel mit zitternder Hand. Der Brief war von dem Agenten seines Schwagers in Indien und meldete ihm mit ganz kaufmännischem Lakonismus, daß Sir Aubrey de Vere und seine Frau von einem jener ansteckenden und im Orient gewöhnlichen Fieber hinweggerafft

worden waren, indem sie seinem Schutze ihr einziges Kind, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, anvertrauten.

„Todt!“ rief er, den verhängnißvollen Brief aus seiner Hand gleiten lassend. „Ellen und ihr Gatte, beide todt, die einzigen Wesen, die mich liebten! Warum muß ich als der Letzte übrig bleiben, um zu leiden?“

Obgleich der Baronet keine Thräne vergoß, beklagte er doch bitter diesen Verlust. Thränen hätten ihn erleichtert, aber sie waren ihm versagt. Das Fieber, das sein Herz und seinen Kopf verzehrte, hatte schon längst deren Quelle vertrocknet. Zweimal drückte er die Hand an seine Stirne, gleich einem Menschen, der eben einen plötzlichen Schlag erhalten hat, dann sank er, einen tiefen Seufzer ausstoßend, in seinen Sessel zurück.

Als er wieder zu sich kam, kniete ein schönes Mädchen zu seinen Füßen, seine Hände küssend und sie mit ihren Thränen badend. Die Wellenlinien ihres schwarzen, üppigen Haares, ihre reine Stirne, ihre Augen, Alles erinnerte ihn an seine verstorbene Schwester.

Welche Süßigkeit und welcher Trost liegt selbst in dem Andenken an eine Schwester! In der Jugend ist sie die natürliche Vertraute unserer Hoffnungen und unserer Freuden, des ersten Traumes unseres Herzens; sie verläßt uns nicht in unseren reiferen Jahren; auf dem Pfade des Alters ist sie gleich dem Schatten unserer Jugend, und wenn kein anderes Wesen auf der Welt übrig bleibt, uns zu

beweinen, so fallen die Thränen unserer Schwester segnend auf unser Grab.

„Onkel! lieber Onkel!“ schluchzte die Waise, „erlauben Sie mir, Sie zu lieben? Werden Sie mich nicht von sich stoßen?“

„Dich von mir stoßen?“ wiederholte der Baronet, indem er sie an sein Herz drückte. „Armes Vögelchen, das kein Nest hat! Wo wäre Deine Wohnung, wenn nicht bei mir? Mein Herz ist gebrochen, Ellen,“ setzte er hinzu, „gebrochen durch die Gottlosigkeit der Welt; aber es enthält noch Liebe genug, um Dir ein Asyl zu gewähren.“

Das Mädchen legte den Kopf auf die Schulter des Baronets; ihr Herz war voll; sie hatte Jemand gefunden, der sie liebte, und ihre Thränen flossen sanft wie Regentropfen, welche die welkende Blume wieder beleben.

Während Sir William das Kind seiner Schwester betrachtete, die Waise, die so plötzlich seiner Sorgfalt anvertraut worden war, nahm ohne Zweifel die Hand eines Engels den Stein hinweg, welcher seit langer Zeit die Quelle seiner Thränen versiegelte, und sie mischten sich mit denen seiner Nichte.

„Danke, meine Liebe!“ sagte er mit tief gerührter Stimme, indem er einen Kuß auf Ellens Stirne drückte.

Sie sah ihn mit erstaunter Miene an.

„Sie danken mir, lieber Onkel?“ flüsterte sie, „und wofür denn?“

„Dafür, daß durch Dich mein Herz sich erweicht hat.“

Zweites Kapitel.

Ellen de Vere wohnte erst seit wenigen Wochen in der Abtei Carrow, und bereits begann eine Veränderung in den Gewohnheiten und Manieren des Baronets sich geltend zu machen. Er nahm sein Mahl nicht mehr in der Einsamkeit ein; seine Nichte theilte dasselbe mit ihm, zur großen Befriedigung der trefflichen Mistreß Jarmy und des übrigen Hauses; denn Sir William war von seinen Leuten mehr als geachtet, er war geliebt. Jeden Morgen, wenn er in die Bibliothek hinabstieg, fand er seine Journale und Briefe in guter Ordnung und frische Blumen in den Vasen. Mit seltener Zartheit und seltenem Tact für ihr Alter trug seine Nichte in der ersten Zeit Sorge, ihn nicht durch ihre Gegenwart zu belästigen, so daß er nicht nur allmälig an ihre Gegenwart sich gewöhnte, sondern sogar großes Vergnügen daran zu finden schien.

Eines Tages lud zum großen Erstaunen des Hauses Sir William sogar Ellen ein, ihn auf seinem Spaziergang zu begleiten.

„Ich glaube," sagte der Beschließer in vertraulichem Ton zu Mrs. Jarmy, „wir werden die alten Tage wiederkehren sehen."

„Ohne Zweifel," erwiderte Dick Martin, der Bereiter, ein Mann mit harten Zügen, der zur Zeit des Großvaters von Sir William Stallknecht gewesen war und sich allmälig zu der Sinekure, die er jetzt begleitete, emporgeschwungen hatte. „Erst gestern

redete mich der Herr im Park an und fragte mich, ob es junge Pferde im Stall gebe. Ich wäre nicht mehr erstaunt gewesen," setzte er hinzu, „wenn die Statue des alten Sir Rowland, die sich im großen Saal befindet, von ihrem Fußgestell herab=gestiegen wäre, um mit mir zu sprechen."

„Junge Pferde!" wiederholten einige Domestiken.

„Und was noch mehr ist," fuhr der Alte fort, „er bat mich, eines für Miß Ellen zuzureiten! Es war ein glücklicher Tag für unsern Gebieter und für uns Alle, der dieses schöne Mädchen in das Herrenhaus führte."

„Sie verbreitet überall Klarheit auf ihrem Gang," sprach eine große Frau mit düsterem Gesicht, deren orientalisches Costüm und schwere Gold=Bracelets eine Indierin anzeigten. „In Indien," setzte sie stolz hinzu, „war sie das Licht in ihres Vaters Hause."

Die, welche soeben gesprochen hatte, war Ellens Aya oder Amme gewesen, welche sie nach England begleitet hatte. In ihrer Zuneigung für den Gegenstand ihrer Sorge war sie selbst auf die sie umgebende Liebe eifersüchtig. Eine Art stummen Kriegs hatte bereits zwischen ihr und der würdigen Mrs. Jarmy, der Haushälterin, begonnen; jede von ihnen betrachtete es als ihr Privilegium, das junge Fräulein ausschließlich zu bedienen. Jarmy machte für sich geltend, daß sie deren Mutter und Großmutter und alle Damen der Familie seit drei Generationen erzogen habe! Zara, die Amme, daß ihre junge Herrin seit ihrer Geburt nur an die Bedienung von ihr gewöhnt sei.

Nach Verfluß eines Monats glaubte Dick Martin eines der jungen Pferde hinlänglich zugeritten zu haben, daß Ellen es besteigen konnte. Der arme Mann wußte nicht, daß sie in Indien die Gewohnheit hatte, im Palankin oder Wagen, aber nicht zu Pferd, die freie Luft zu genießen.

„Was für ein superbes Thier!“ rief das entzückte Mädchen, den glänzenden Hals der Vollblutstute streichelnd, welche der alte Bereiter vor dem Porticus des Hauses am Zügel hielt. „Lieber Onkel,“ setzte sie, gegen den Baronet gewendet, mit ihrem strahlenden Lächeln hinzu, „wie kann ich Ihnen für ein so schönes Geschenk danken?“

„Dein Vergnügen ist Dankes genug,“ antwortete Sir William. „Martin, seid Ihr gewiß, daß das Pferd gehörig zugeritten ist?“

„Ja, Sir William,“ antwortete der Bereiter mit einer Miene der Genugthuung, „ein Kind könnte dasselbe reiten.“

Beruhigt durch diese Antwort, half der Baronet seiner Nichte in den Sattel und gab, nachdem er ihr zu wiederholten Malen Vorsicht empfohlen, das Signal zum Abgang.

Die Stute strafte anfänglich das Versprechen des alten Martin nicht Lügen. Es war unmöglich, einen sanftern Gang als den ihrigen zu sehen; sie hatte einen so ruhigen Trab und Halb-Galopp, daß er ihr auf Ellens Bitten den Zügel ließ. Sie waren jetzt an den Eingang des Parks gekommen. Als die alte Frau, welche das Portier-Häuschen inne hatte, sie durch die Allee galoppiren sah, bildete sie sich natür-

lich ein, dieselben wollen einen Spazierritt in's Dorf machen, und öffnete die Thore.

„Schließt sie!" rief Martin, denn er erinnerte sich mit Schrecken, daß die Stute seines Zöglings die Grenzen des Parks nie überschritten hatte.

Der Rath kam zu spät. Erschreckt durch die Stimme des Bereiters oder durch den rothen Mantel der Schließerin, stürzte das Thier vorwärts und war in einem Augenblick zum Thor hinaus, von Martin wüthend gefolgt.

„Gott verzeihe mir!" dachte er, „das wird wieder ein trauriger Tag für Sir William sein!"

Die Stute sah sich nicht so bald auf der großen Gemeinde-Waide, als sie, vor Freude wiehernd, mit wachsender Geschwindigkeit dahinflog; nicht daß das Thier von Natur bösartig war; es war nur die Freude, sich vergleichsweise frei auf einer großen Ebene, so verschieden von den düstern Alleen des Parks von Carrow, zu finden.

Abgesehen von der Gefahr Ellens, die sich mit einer Festigkeit im Sattel hielt, welche Martin selbst in seinem Schrecken bewunderte, war es ein schönes Schauspiel, das graziöse Thier wie wahnsinnig galoppiren und über das Ginsterkraut setzen zu sehen, während seine Nüstern zuckend die Luft einsogen, während Mähne und Schwanz im Winde flatterten.

„Es kann nicht fehlen, das Thier muß bald müde werden," dachte der Bereiter, „vielleicht kommen wir, recht besehen, mit der bloßen Furcht davon."

Aber das Abenteuer sollte nicht so leicht endigen, als er wünschte, denn ein Bauer, der Ginster schnitt,

sprang plötzlich vor und wollte sich des Zügels bemächtigen. Dieß diente nur dazu, das Pferd noch mehr zu erschrecken, das nun, links wendend, seinen ungestümen Lauf schnaubend vor Wuth fortsetzte.

„Mein Gott!“ rief der Alte mit einer Stimme voll Seelenangst, „es nimmt seine Richtung nach der Sandgrube. Miß Ellen ist verloren!“

Der Zügel entglitt seiner zitternden Hand, und sein Pferd machte plötzlich Halt, als wollte es ihn die schreckliche Scene, die er fürchtete, besser sehen lassen. Gerade in dem Augenblick, wo Ellen und ihr Renner den Rand des Absturzes erreichten, so daß ein Sprung weiter den Untergang von beiden zur Folge gehabt hätte, trat ein junger Mann von etwa siebzehn Jahren hinter einem Ginsterbusch hervor und richtete sich zwischen der Stute und der Sandgrube in die Höhe. Das Thier, durch diesen unerwarteten Anblick erschreckt, bäumte sich so, daß es beinahe überstürzte. Der junge Mann wartete den günstigen Augenblick ab, und während das Thier sich wieder niederließ, fiel er, ehe dessen Füße den Boden berührten, mit der linken Hand ihm in den Zügel und erfaßte mit der Rechten die dampfenden Nüstern. Vergeblich mühte sich das Thier ab und stieg in die Höhe; es war von einem eisernen Griff gehalten.

„Lassen Sie sich vom Sattel herabgleiten!“ rief er dem keuchenden Mädchen zu, „lassen Sie sich herabgleiten!“

Ellen besaß noch Kraft und Geistesgegenwart genug, um ihre Füße loszumachen und auf den Boden zu springen, dann wurde sie ohnmächtig.

Dieß Alles geschah so ungemein schnell unter Martins Augen, daß er zu träumen glaubte. Endlich theilte sich die Gewißheit von der Rettung seines Zöglings seinem Geiste mit: er stieß einen Ruf aus, der einem Dankgebet glich, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte nach der Stelle des Vorfalls hin. Seine erste Sorge war, als er den Fuß auf die Erde gesetzt hatte, Ellen, die noch bewußtlos schien, in seine Arme zu nehmen.

„Sie ist todt!“ rief er.

„Nein,“ erwiderte der junge Mann, der noch am Rande des Abgrunds mit dem Pferde rang, „sie ist nur in Ohnmacht.“

Ein wenig beruhigt durch diese Worte, zog der Bereiter, nachdem er sanft seine Last zur Erde gelegt hatte, ein grobes Taschentuch heraus und knüpfte es dem erschreckten Thier um die Augen, so daß es sich alsbald beruhigte und um sich zu schlagen aufhörte, wiewohl es noch an allen Gliedern zitterte.

„Da!“ sagte er, „Sie können es jetzt führen; ein Kind würde mit ihm fertig werden.“

Der junge Mann erkannte, daß Martin Recht hatte; die Stute ließ sich ruhig führen. Er übergab sie den Händen des Bauern, der Ginster geschnitten hatte und herbeieilte, zu sehen, ob er von einigem Nutzen sein könnte.

Inzwischen öffnete Ellen wieder die Augen.

„Ich habe keinen Schaden genommen, Martin,“ sprach sie, zu lächeln versuchend; „ich habe nicht die geringste Schramme; aber ich schäme mich, daß ich so feigherzig gewesen bin.“

„Feigherzig!“ wiederholte der Bereiter, „es ist

kein Reiter in der Grafschaft, der so fest im Sattel geblieben wäre."

„Aber wo ist die Person, der ich meine Rettung verdanke?"

Martin zeigte ihr denselben, in einiger Entfernung stehend.

Ellen trat auf ihn zu und begann ihm ihren Dank abzustatten, aber der junge Mann nahm ohne den geringsten Anschein von Schüchternheit oder Verlegenheit seinen Hut ab und fiel ihr in's Wort:

„Verzeihen Sie, ich bin es, der dafür dankbar sein sollte, daß ich das Glück hatte, der Nichte von Sir William Mowbray einen Dienst zu leisten."

„Gut gesagt," dachte der alte Martin, „ich glaube allmälig, ich werde den jungen Mann lieb gewinnen."

„Vielleicht," fuhr er fort, „erlauben Sie mir, Ihnen bis zum Portierhäuschen meinen Arm zu reichen; Ihr Diener kann mit den Pferden folgen."

Ellen erröthete, beinahe ohne zu wissen, warum. Es lag nichts Unverschämtes in diesem Vorschlag, und sie konnte ihn annehmen, ohne eine Unschicklichkeit zu begehen, und doch zögerte sie. Ihr Retter bemerkte es und setzte mit einem Ton stolzer Demuth hinzu:

„Nur bis an das Portierhäuschen, Miß de Vere; ich werde mir nicht gestatten, weiter zu gehen."

„Sie verstehen mich nicht!" rief das dankbare Mädchen, deren Augen sich mit Thränen füllten; „Sie verstehen mich wirklich nicht. Mein Zögern, Ihr wohlwollendes Anerbieten anzunehmen, kommt von der Besorgniß, meinen theuren Onkel zu beunruhigen."

Das schöne Gesicht ihres Retters heiterte sich wieder auf.

„Verzeihen Sie mir," sagte er, „ich war ungerecht gegen Sie."

„Unter einer Bedingung," antwortete die Waise mit einem schwachen Lächeln.

„Einer Bedingung?"

„Daß Sie mich nämlich, anstatt nur bis zum Portierhäuschen, bis in die Abtei begleiten. Ich bin unfähig, Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken, wie ich es thun möchte und sollte. Ich werde in meinem Onkel einen beredten Fürsprecher finden. Darf ich Sie fragen," setzte Ellen, zum ersten Mal wagend, ihre Augen zu ihm aufzuschlagen, hinzu, „welches der Name meines Retters ist?"

Erröthend und mit einem Stocken, wovon Ellen betroffen wurde, antwortete er:

„Henry Ashton."

Indessen hatte der junge Mann keinen Grund, weder zu erröthen noch zu stocken.

Henry Ashton war in zartem Alter von seinem Oheim, einem der reichsten Farmer des Herrschaftsguts von Carrow, adoptirt, oder vielmehr dem Wohlwollen dieses braven Mannes von dessen Bruder, einem grundsatzlosen Individuum, der schon seit langer Zeit seinen Antheil an dem väterlichen Vermögen in Laster und Ausschweifung verschwendet hatte, aufgebürdet worden. Zum Glück für den kleinen Verlassenen hatte sein Oheim keine Kinder. Nachdem er anfänglich mit Mitleid aufgenommen worden war, faßten der würdige Pächter und seine Frau allmälig Liebe zu ihm und Henry war noch kein Jahr unter

ihrem gastfreundlichen Dach, so würden sie jede Reclamation von Seiten seines Vaters als das größte Unglück, das ihnen begegnen konnte, betrachtet haben. Aber diese Reclamation schien ziemlich unwahrscheinlich, in Betracht, daß von dem Tage an, da das Kind ihrer Sorge überlassen worden war, bis zu dem Anfang unserer Geschichte sein Vater nie etwas von sich hatte hören lassen.

Von seiner Kindheit an verrieth Harry (wie ihn die Frau gewöhnlich nannte) eine Characterfestigkeit und bemerkenswerthe Beharrlichkeit. Wiewohl von zärtlichem Naturell (denn er liebte seine Adoptiv-Eltern, als ob er von ihnen das Leben empfangen hätte) sprach er niemals: ich will, ohne daß er seinem Wort getreu blieb, selbst wenn eine Züchtigung daraus entspringen sollte. Sein Oheim und seine Tante gewöhnten sich endlich so sehr an diese Besonderheit, daß sie, wenn einmal ihr Neffe diese sacramentalischen Worte: ich will, ausgesprochen hatte, sich seinem Willen nicht mehr widersetzten und sogar denselben zu bekämpfen aufhörten, da sie wohl wußten, daß es unnütz wäre.

Gleichwohl muß, um Henry Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, bemerkt werden, daß er sie selten im Widerspruch mit den Wünschen seiner Eltern aussprach.

Es ist wahrscheinlich, daß er ohne diese besondere Gemüthsart niemals eine andere Erziehung, als die in der Dorfschule erhalten hätte. Hiebei kam ihm sein unbeugsamer Wille sehr zu Statten; es war die erste ernstliche Veranlassung in seinem Leben, wo sie ihm einen wirklichen Dienst leistete.

Als der kleine Harry ungefähr eilf Jahre alt war, erhob sich einst, da er mit einigen Söhnen der Pächter und der Gentry der Nachbarschaft Kolben spielte, ein Streit über die Art und Weise, wie der Ball gegeben worden war: die Einen sagten, er seie gut gegeben, die Andern behaupteten das Gegentheil.

Unter denen, welche der letztern Meinung waren, befand sich der Sohn von Peter Impey, dem Dorfanwalt.

„Der Ball war faul," sagte er, „und natürlich mußt Du mir glauben."

„Warum?" fragte unser Held, dessen Geist nicht Logik genug besaß, um zu demselben Schluß zu gelangen.

„Weil ich ein Gentleman bin."

„Und ich, bin ich es nicht auch?" erwiderte keck Henry Ashton.

„Nein," antwortete der kleine Laffe; „Du besuchst die Dorfschule, während man mich in eine Pension schickt, Du lernst nur lesen und schreiben, aber ich studire Latein und Griechisch."

„Latein und Griechisch macht Dich also zu einem Gentleman?"

„Allerdings."

„Dann will ich es auch lernen."

„Das ist unmöglich," rief der junge Impey mit triumphirender Miene. „Es ist Niemand im Dorfe als der Rector, der Dich darin unterrichten könnte; aber er nimmt keine Zöglinge an . . . . er ist reich genug ohne das. Papa wollte, daß er mich nehme, aber der Rector schlug es ab."

„Vielleicht, daß Du ihm nicht gefielst," sagte Harry einfach.

„Ich bin überzeugt, Du wirst ihm auch nicht besser gefallen," erwiderte der Sohn des Anwalts. „Papa sagt, er habe nie etwas geliebt, als die Schnepfen."

„Er liebt die Schnepfen!" rief der Neffe des Farmers; „dann weiß ich gewiß, er wird mich Latein und Griechisch lehren."

Und ohne das Ende der Partie abzuwarten, entfernte er sich nachdenklich.

„Was gibt es, Mann?" fragte Frau Ashton den Pächter, als sie ihn mit mißvergnügter Miene zum Abendessen heimkehren sah. „Sind die Kühe krank?"

„Nein, vielmehr der Junge."

„Harry?"

„Ja; er will Griechisch lernen; er sagt, er will, und hat mich gequält, mit dem Geistlichen zu reden."

Hätte der Farmer nicht Sorge getragen, seiner Frau zu sagen, ihr Neffe habe jene Worte ausgesprochen, welche seinen Entschluß unwiderruflich machten, vielleicht würde sie ihn umzustoßen versucht haben. Aber da sie die Nutzlosigkeit dieses Unternehmens wohl kannte, war ihr erster Gedanke, das Verlangen des Knaben zu unterstützen.

„Wahrhaftig, Farmer," sagte sie, „ich sehe nicht ein, warum Harry nicht Griechisch lernen soll, wenn es ihm Vergnügen macht. Der Sohn von Willis lernt ja die Geige, und unsere Mittel gestatten uns diese Ausgabe eben so gut, wie ihm. Ueberdieß wird es uns vielleicht an Winter-Abenden Unterhaltung verschaffen."

„Das ist sehr wahrscheinlich, wiewohl ich nicht recht weiß, was Griechisch ist; aber ich vermuthe, daß es nichts so Unrechtes sein kann, sonst würde der Geistliche es nicht gelernt haben. Wenn es gelernt sein muß, so wird er es lernen; aber, zum Teufel, wenn ich den Geistlichen darum bitten muß."

Mrs. Ashton schwieg klüglich still, da sie sich durch eine entschiedene Meinung nicht compromittiren wollte, ehe sie ihren Neffen über den Gegenstand befragt und sich darüber aufgeklärt hätte, was das geheimnißvolle Griechisch war, welches er absolut lernen wollte.

Am andern Morgen, früh um drei Uhr, schlüpften Henry Ashton und sein erster Minister und Vertrauter, Joe Beans, der Pflugjunge, der etwa um drei Jahre älter war, als er, mit der Flinte des Pächters aus der Farm hinaus. Die Jahreszeit war noch wenig vorgerückt; aber gab es ein Mittel, ein paar Schnepfen auf dem Gemeinde-Territorium zu finden, so wußten Henry und Joe, wo sie zu holen waren.

„Ich glaube nicht, daß wir finden," sagte Joe gähnend.

„Es ist nichts so gut als suchen."

„Es ist noch zu früh."

„Vielleicht nicht."

Nachdem sie das Moor bis Tagesanbruch durchstreift hatten, wurde die Beharrlichkeit unserer jungen Leute durch ein paar Schnepfen, die ersten der Jahreszeit, belohnt. Die kleinen Jäger kehrten mit triumphirender Miene nach Hause zurück und gelangten auf den Pachthof, ehe man daselbst aufge-

standen war. Die Flinte wurde wieder an ihren Platz gebracht; Harry schlüpfte wieder in sein Bett und sein Camarade machte sich zur Feldarbeit auf den Weg.

Die Vorliebe des würdigen Rectors, Mr. Orme, für Schnepfen war nicht ganz apokryphischer Natur. Wie die meisten alten Burschen war er etwas Epikuräer. Als nun Henry Ashton, mit seinen schönsten Kleidern angethan, sich im Pfarrhause mit den Vögeln einstellte, wurde er gnädig aufgenommen.

„Schnepfen!“ rief der Rector; „jetzt schon!“

„Ja; ich wußte, wo sie zu finden waren.“

„Und Du hast sie für mich geschossen, ausdrücklich für mich?“

„Allerdings; der Sohn des Anwalts Impey hat mir gesagt, Sie seien ein großer Freund davon.“

„Braver Junge!“ sagte der Geistliche, ihm den Kopf tätschelnd, denn er war oft von der Schönheit seiner Züge und seinem ruhigen Verhalten in der Kirche betroffen worden.

Der Rector beschränkte seine Gunst nicht darauf; er steckte die Hand in die Tasche und zog einen Thaler hervor, den er Henry geben wollte.

„Ich danke Ihnen, Sir,“ sprach der kleine Jäger erröthend; „nicht um des Geldes willen bringe ich Ihnen meine Vögel.“

„Und wofür denn?“ fragte der Geistliche, welcher anfing, sich für seinen Besuch zu interessiren.

„Daß Sie mich Latein und Griechisch lernen.“

„Latein und Griechisch, Kind!“ rief Doctor Orme erstaunt; „Du weißt nicht, was Du verlangst . . . . Dazu gehören jahrelange Studien.“

„Macht nichts.“

„Es bedarf mehrstündigen Fleißes jeden Tag.“

„Ich habe alle nöthige Zeit.“

„Du wirst bald müde werden.“

„Stellen Sie mich auf die Probe.“

„Wohlan, mein kleiner Mann!“ sprach der Pastor, betroffen von der Beharrlichkeit des Knaben, „ich will Dich auf Probe nehmen, unter einer Bedingung.“

„Wollen Sie andere Schnepfen?“ fragte Henry begierig; „Sie sollen alle haben, die ich schieße.“

„Nein,“ erwiderte Doctor Orme lächelnd; „ich verlange von Dir keine Schnepfen. Meine Bedingung ist: Du wirst jeden Morgen eine Stunde mich besuchen, und ich will Dir Deine Lection geben; aber erinnere Dich, daß unser Vertrag an dem ersten Tag, da Du nicht erscheinst, gelöst ist.“

„Der Tag wird nicht kommen!“ rief der Knabe freudig.

Wirklich marschirte der muthige kleine Mann alle Tage, selbst im strengsten Winter, durch den Schnee von der Farm nach dem Pfarrhaus. Die Stunde, die ihm versprochen worden war, verlängerte sich allmälig zu zwei, selbst zu drei. Eines Tages sah der Geistliche, daß sein Zögling blaß war und nur mit Mühe athmete.

„Harry,“ sagte er, denn er hatte sich gewöhnt, ihm denselben Namen wie dessen Tante zu geben, „Du bist krank?“

„Es ist nichts,“ antwortete der Jüngling, zu lächeln versuchend.

„Du hättest die Farm nicht verlassen sollen.“

„Um unsern Vertrag zu brechen! Da Sie die Güte haben, mir Ihre Zeit zu widmen, wäre es sehr undankbar von mir, sie zu verlieren.“

An diesem Tage wurde der kleine Harry Ashton zum großen Erstaunen des ganzen Dorfes in des Rectors eigenem Wagen nach Hause gebracht und am andern Morgen besuchte ihn Doctor Orme. Sein Verstand und sein liebevolles Benehmen hatten ihm allmälig das Herz des alten Burschen gewonnen; und ehe ein Jahr verfloß, war er im Pfarrhof wie im eigenen Hause. Dieß geschah zum großen Mißfallen von seinem Onkel und seiner Tante, denn er fehlte ihnen sehr, und sie bedauerten oft, daß ihr Neffe sich in den Kopf gesetzt hatte, Griechisch zu lernen.

„Es wäre mir viel lieber gewesen,“ sagte der ehrliche Farmer oft, „er hätte die Geige gewählt.“

Die Dinge waren auf diesem Fuß fortgegangen bis zu dem am Anfang dieses Kapitels berichteten Ereigniß. Der Rector liebte seinen Zögling wie einen Sohn; und der junge Mann erwiderte dessen Zuneigung durch jene edle Ehrerbietung und respectvolle Aufmerksamkeit, eben so angenehm für den Greis, als ehrenhaft in der Jugend.

Doctor Orme war glücklich: die Natur hatte Harry's Geist und Herz vorbereitet, um die besten Eindrücke zu empfangen; die Wohlthaten des Geistlichen fielen auf keinen undankbaren und unfruchtbaren Boden.

Drittes Kapitel.

Die erste Person, welcher Ellen und ihr Retter am Parkthore begegneten, war der Baronet. Die alte Schließerin war hingelaufen, ihm zu sagen, das Pferd von Miß de Vere habe ausgerissen, und er hatte das Herrenhaus in einem Zustand von Angst verlassen, den man sich eher vorstellen, als beschreiben kann.

Seit der kurzen Zeit, da die Waise unter seinem Dach weilte, hatte er einen Theil des Glücks seiner ersten Jahre wieder gefunden: er hatte ein Wesen auf dieser Welt zu lieben. Aber er wußte kaum, wie nothwendig Ellen für seine Existenz geworden war, als die Furcht, dieselbe zu verlieren, ihn darüber in's Klare setzte.

„Onkel! lieber Onkel!" rief sie, sich in seine Arme werfend und seine bleichen Wangen mit Küssen bedeckend, „ich bin gesund und wohl, wie Sie sehen .... Dank diesem Gentleman, dessen Muth und Entschlossenheit ich das Leben schulde!"

Sir William dankte trotz seines rauhen, einsiedlerischen Wesens (es war ihm nicht natürlich, sondern nur angenommen) dem jungen Mann lebhaft und fragte ihn nach seinem Namen.

„Henry Ashton," antwortete er mit einer respectvollen Verbeugung.

„Ashton, Ashton," wiederholte der Einsiedler, „sicherlich höre ich diesen Namen nicht zum ersten Mal."

Der alte Martin flüsterte ihm in's Ohr, es wäre der Name des Inhabers der Home-Farm.

„Wahr, wahr; und wenn ich mich nicht täusche, so sind Sie der junge Mann, für den sich mein Freund, der würdige Doctor Orme, so sehr interessirt."

„Er ist mein Wohlthäter, mein Lehrer, mein Freund! Ihm verdanke ich so viel!"

Der Baronet war entzückt von der lebhaften Dankbarkeit, womit er von dem Rector sprach.

„Er hat mich oft von Ihnen unterhalten," sagte er, „und ich glaube gern, daß Sie sein Lob verdienen."

„Eine so gute Meinung, von Sir William Mowbray kommend! ich fürchte, das könnte mich eitel machen," erwiderte Henry lächelnd.

„Er ist ein Schmeichler!"

Kaum waren diese Worte den Lippen des Baronets entfallen, so änderte sich plötzlich die Physiognomie des jungen Mannes; sein Stolz war verletzt, er fürchtete, nicht verstanden worden zu sein.

„Sir William," sprach er achtungsvoll, „warum sollte ich Ihnen zu schmeicheln suchen? Das ist unser erstes und wahrscheinlich unser letztes Zusammentreffen; Sie haben das zurückgezogene Leben gewählt, das sich für Ihren Rang und Ihr Vermögen schickt; das meinige muß mitten unter den Bestrebungen und Kämpfen der Welt verlaufen. Ich habe einen Namen zu schaffen, eine Stellung zu erwerben."

„Kann ich Ihnen dazu behülflich sein?" fragte der Einsiedler, angezogen von einem Ton und Manieren, die wahrscheinlich einem mit geringerem Scharfsinn als er begabten Manne anstößig gewesen wären.

„Sie wären also dazu geneigt?“ erwiderte Henry Ashton. „Verzeihen Sie mir, Sir William, und halten Sie mich nicht für undankbar, wenn ich Ihr Anerbieten ausschlage; aber ich habe längst den Entschluß gefaßt, allein meine Carrière mir zu gründen.“

„In welchem Beruf?“

„Ich bin darüber noch nicht entschieden; ich habe noch ein Jahr vor mir. Aber erlauben Sie mir, ehe ich Sie verlasse, mich von dem Vorwurf der Schmeichelei zu reinigen. Da ich in täglichen Beziehungen zu dem Rector stehe, so kann es mir unmöglich unbekannt sein, daß Sir William Mowbray ein Mann ist, dessen Herz, obgleich der Welt verschlossen, dem Mitgefühl der Noth und dem Unglück der Menschheit offen bleibt. Seit mehr als zwei Jahren bin ich eines der niedrigen Werkzeuge, durch welches seine zahlreichen milden Gaben vertheilt werden; ich habe gesehen, wie seine Großmuth das Alter dem Elend entriß; ich habe seinen Namen von der Wittwe und Waise segnen hören. Ist es zum Erstaunen, daß mein Herz voll Achtung für ihn ist?“

Der einfache und unaffectirte Ernst, womit der junge Mann diese Worte gesprochen hatte, machten einen lebhaften Eindruck auf Ellens Geist. Sie wußte ihm mehr Dank für die Gerechtigkeit, welche er den bescheidenen Tugenden ihres Oheims hatte widerfahren lassen, als selbst für den Dienst, den sie eben von ihm empfangen hatte.

„Sie haben Recht, Sir,“ sagte sie, Sir Williams Hand fassend, „ich wenigstens bin überzeugt, daß Sie kein Schmeichler sind.“

„Also ein Enthusiast,“ bemerkte der Baronet lächelnd, „und das ist noch gefährlicher. Der Enthusiast greift das Herz an, der Schmeichler hält sich nur an den Kopf. Nun, Sir,“ setzte er mit jener ernsten und musikalischen Stimme hinzu, welche selbst mehr als Worte anzeigt, wenn das Herz spricht, „ein an sich vielleicht edler Entschluß braucht nicht dadurch, daß man ihn auf das Extrem treibt, beschwerlich zu werden.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte unser Held.

„Wenn Sie mich als Beschützer zurückweisen,“ erwiderte Sir William mit wohlwollendem Lächeln, „so können Sie mich wenigstens zum Freund annehmen.“

Und er bot dem jungen Mann die Hand, der sie, einem ihm unerklärbaren Antrieb folgend, an seine Lippen drückte.

Der Baronet wollte nicht, daß er sie verließe, sondern bestand darauf, er sollte sie in das Herrenhaus begleiten. Es war das erste Mal seit einer Reihe von Jahren, daß er an der Gemeinschaft einer sympathischen Seele Vergnügen fand.

Zum großen Erstaunen des Hauses lud Sir William den Neffen seines Pächters zum Diner ein. Dieser schien anfänglich geneigt, diese Ehre auszuschlagen, aber ein Blick Ellens bestimmte ihn. Das zärtliche Mädchen sah, daß ihr Oheim in der Gesellschaft des jungen Mannes sich gefiel; daher ihr Verlangen, daß er bleibe.

Arme Ellen! Sie dachte wenig an die Verheerungen, welche dieser Blick verursachte.

Während Henry Ashton mit dem Oheim über Philosophie sprach und aus den Augen der Nichte das süße Gift einer entstehenden Liebe zog, machte man in's Blaue hinein Commentare im Zimmer der Haushälterin.

Der Beschließer Nicholls prophezeite, sich die Hände reibend, man werde ihm bald gebieten, das alte Silbergeschirr der Familie zu putzen, das seit so vielen Jahren unbenützt in einem Cabinet der Abtei gelagert war.

Jarmy's Reflexionen beschränkten sich auf den Salon, den ihre Einbildungskraft neu meublirte.

Der Kutscher kaufte einen neuen Wagen an.

Jedermann, mit Ausnahme des alten Martin, vereinigte sich in dem Lobe des jungen Mannes, der Miß Ellen das Leben gerettet hatte, und erklärte, er verdiene die Gunst, womit der Baronet ihn beinahe zu überhäufen scheine.

„Es ist ein braver Junge," sprach die Haushälterin, „und am ersten schönen Tage gehe ich nach der Home-Farm, um seiner Tante zu sagen, was ich von ihm halte."

„Es ist ein unverschämter, eingebildeter Geck!" brummte der alte Bereiter. „Anfangs fühlte ich mich auch für ihn eingenommen; aber er hat sich so sehr geziert, Sir Williams Einladung anzunehmen, als wäre er ein Königssohn, anstatt der Neffe von einem seiner Pächter."

„Es ist undankbar von Dir, so zu sprechen," erwiderte der Beschließer. „Habe ich ihn nicht beim Diner sagen hören, die alte Margarethe habe dadurch, daß sie das Thor öffnete, an dem Ausreißen

des Pferdes mit verschuldet, ein Fehler von Dir sei es durchaus nicht gewesen; es würde im Park ganz ruhig geblieben sein, habe sich aber, da es noch niemals darüber hinauskam, natürlich beim Anblick einer unbekannten Gegend erregt gefühlt? Hat er nicht von Deiner Besorgniß für das junge Fräulein gesprochen, indem er hinzusetzte, Du hättest geweint, wie ein Kind (er hätte sagen können, wie ein Krokodil)? Hat er endlich nicht die Geistesgegenwart gerühmt, womit Du der Stute die Augen verbandest? Geh, Du ärgerst mich; Du bist . . . . Ihr seid immer nur ein häßlicher Brummbär gewesen!"

„Es ist wahr," entgegnete Martin aufstehend, um sich nach den Ställen zu begeben, seinem beständigen Zufluchtsort, so oft er gegen sich selbst oder gegen einen Andern aufgebracht war; „es ist wahr, ich bin ein verdrießlicher, häßlicher Brummbär, wie Ihr sagt, aber der Teufel ist nicht so schwarz, als man ihn macht, und bei Allem dem habe ich kein schlechtes Herz."

Von diesem Augenblick hatte Henry Ashton keinen wärmeren Freund, als Dick Martin.

Es war beinahe sechs Uhr, als der Retter von Miß de Vere die Abtei verließ. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er, daß es in seinem Herzen noch für andere, als jene ruhigen Neigungen Raum gab, welche bisher seinem Streben genügt hatten. Rasch durch die Allee schreitend, welche zu dem Portierhäuschen führte, glaubte er noch in seinen Ohren Ellens Stimme zu vernehmen; ihr Lächeln verfolgte ihn; ihr Bild, jeder ihrer Blicke, jedes ihrer Worte waren in sein Gedächtniß eingegraben.

„Wie bäurisch mußte ich ihr vorkommen,“ sprach er bei sich selbst, „was für ein Grobian! Doch hat sie gütig mit mir gesprochen . . . . Das geschah aus Dankbarkeit! Es ist Wahnsinn von mir, an sie zu denken, und doch, wenn das Schicksal mich ihr gleich gestellt hätte, wollte ich . . . . Bah!“ setzte er hinzu, seinen Schritt beschleunigend, um gleichsam den Vorspieglungen seiner Einbildungskraft zu entfliehen, „wozu dient es, zu wollen, wenn das Schicksal die Mittel versagt?“

Viertes Kapitel.

Beinahe unmittelbar nach Henry Ashtons Abgang hatte Miß de Vere ihren Oheim umarmt und sich in Begleitung von ihrer Aya und Mrs. Jarmy zurückgezogen. Das funkelnde Auge und die zusammengepreßten Lippen Zara's kündigten an, daß ihr etwas mißfallen hatte; aber sie enthielt sich in diesem Augenblick jeder Frage, da sie die würdige Haushälterin nicht zur Zeugin von dem Ungestüm und der übeln Laune ihrer treuen Amme machen wollte.

Ellens Zimmer befand sich in dem östlichen Flügel der Abtei. Im Hintergrund eines großen Alkovs, gegenüber von dem Bogenfenster befand sich

ein Himmelbett mit Vorhängen und Decke von Purpursammt; letztere mit dem gestickten Wappen der Mowbray. Die hohen Lehnsessel und die Sophas waren mit demselben kostbaren, aber verschossenen Stoffe überzogen.

Sobald sie dort ankamen, warf sich die Aya nachläßig auf eine Beuge von Kissen, die von den Sophas entlehnt und orientalisch geordnet waren. Wie die meisten Leute ihres Landes hatte sie eine lebhafte Antipathie gegen die Stühle.

Diese Gruppe würde in der That für einen Künstler ein anmuthiges Sujet abgegeben haben. Nichts war malerischer als Zara's Costüme, aus einem weiten Rock bestehend, der aus einem Shawl von Delhi mit schreienden Farben gemacht war; ihre langen schwarzbraunen Arme mit Bracelets von massivem Gold und Reihen großer Perlen geschmückt; ein schmales Leibchen von Caschmir zeichnete ihre elegante Taille ab und ging bis zum Halse hinauf; es war auf allen Nähten mit gold- und buntfarbigen Seidenfäden gestickt. Die geschickteste Modistin wäre in Verlegenheit gewesen, ihren Kopfputz zu beschreiben. Es war ein ungeheures Viereck von Musselin, mit Käferflügeln getüpfelt, von der Stirne zurücktretend, um die Contouren des Schädels sehen zu lassen, und über dem Nacken mit einem Filigran-Zierathe in Form eines Rings befestigt. Der größte Theil des Musselins, der durch diesen Ring ging, fiel in Form eines großen Schleiers über Hals und Schultern zurück. Ellen saß auf einem der massiven, zu beiden Seiten des Toilettentisches befindlichen Stühle. Die alte Haushälterin

hatte eben das Band weggenommen, womit die Haare des Mädchens zusammengehalten wurden, und die schwarzen Wogen dieses Haars überflutheten Ellens weiße Schultern. Das Gesicht der Waise war blaß und nachdenklich; doch lächelte sie von einem Augenblick zum andern, während Mrs. Jarmy ihre Haare für die Nacht ordnete, ihre Aya an, die sich unaufhörlich von der Rechten zur Linken wiegte, indem sie hindostanische Worte nach einer langsamen und einförmigen Melodie sang.

„Welche prächtigen Haare Sie haben, Miß Ellen!" sagte die Haushälterin, „ganz dieselben seidenen, glänzenden Flechten, wie Lady Marguerite, Ihre Urgroßmutter, deren Portrait dort ist."

Das Mädchen erhob die Augen nach dem Bilde dieser Dame, das an der Wand hing, und wurde von der Aehnlichkeit betroffen. Zara's Blicke nahmen dieselbe Richtung.

„Sie sieht nicht aus, als ob sie glücklich gewesen wäre," sagte die Indierin.

„Nicht glücklich!" rief Mrs. Jarmy; „sie hatte die schönsten Diamanten in der Grafschaft und war unbezweifelt der Abgott ihres Mannes!"

„Ich möchte glauben, daß sie jung starb," sprach die Aya weiter.

„Warum das?" fragte die Gouvernante mit sichtbarem Erstaunen.

„Ich lese es in ihren Augen," antwortete die Indierin; „der Maler war kein mittelmäßiger Künstler; die Augen haben jenen Ausdruck, der ein verhängnißvolles und unglückliches Loos andeutet."

„Sie starb jung," sagte die Haushälterin mit einem Seufzer.

Die Aya lächelte.

„Sie litt auf der Brust," setzte Mrs. Jarmy hinzu.

„Ihr Herz war gebrochen," erwiderte Zara. „Geben Sie ihrem Uebel, welchen Namen Sie wollen, ich bin überzeugt, sie starb an gebrochenem Herzen. Wie eine gefangene Gazelle mußte sie abzehren und untergehen in diesen düstern Mauern, wo Alles von den Todten, von der Vergangenheit, und Nichts von der Gegenwart oder der Zukunft redet."

Jarmy schwieg still. Ellen heftete mit forschendem Blick die Augen auf sie, als wollte sie dieselbe fragen, ob der Verdacht ihrer Amme begründet wäre, aber die alte Dienerin der Mowbray hielt zu treu auf die Ehre der Familie, um vor einer Fremden die Leiden oder das Unglück von einem ihrer Glieder zu erzählen. Der Gang, welchen die Unterhaltung genommen hatte, mißfiel ihr offenbar; und sobald die Nachttoilette des Fräuleins beendet war, verließ sie das Zimmer.

Bei ihrem Abgang ließ die Aya ein leises, pfeifendes Lachen hören.

„Zara," sagte ihre Gebieterin, „Du scheinst eine seltsame Kenntniß von der Geschichte meiner Familie zu haben. Aber ich ahne die Quelle davon; ich weiß wohl, daß meine liebe Mutter kein Geheimniß vor Dir hatte."

Die Aya schüttelte den Kopf, um zu verstehen

zu geben, daß diese Kenntniß nicht von ihrer verstorbenen Gebieterin herrühre.

„Woher dann sonst?“ fragte die Waise überrascht.

„Es ist die Gabe meines Stamms,“ erwiderte die Frau, eine directe Antwort auf die Frage vermeidend, „das Schicksal von denen, deren Züge wir gesehen haben, zu errathen.“

„Und das meinige?“

„Wird glänzend und strahlend sein, wie das Land, welches Ihnen das Leben gegeben hat, vorausgesetzt, daß Sie es nicht in diesem düstern Lande verderben lassen, wo die Herzen kalt sind und das Leben ohne Liebe ist. In Indien,“ setzte die Amme, deren Augen bei der Erinnerung an ihr Vaterland sich entzündeten, hinzu, „können Sie in Ihrer Schönheit herrschen, wie ein Götterbild in seinem Tempel, hier können Sie nur ein Dasein haben, wie ein gefangener Vogel in einem Käfiche.“

„Zara, ich darf dergleichen Worte nicht anhören.“

„Aber ich muß reden, auf die Gefahr hin, Sie gegen Ihre getreue Aya zu erzürnen. In Indien waren Sie das Licht Ihres Hauses, hier sind Sie eine Blume, welche in einer Wüste verwelkt. Junge Herzen würden sich an den Strahlen Ihrer Schönheit erwärmen, jedem Ihrer Blicke huldigen, nur in Ihrem Lächeln leben; hier haben Sie Niemand, der Sie liebt, außer der armen Zara.“

„Du vergissest meinen Oheim,“ sagte die Waise.

„Die Todten lieben nicht. Wenn das Herz zu Asche geworden, die Seele ohne Leidenschaften ist,

was sind wir anders, als lebende Leichen, dem Grabe entronnen?"

„Wie wenig kennst Du meinen edeln Verwandten. Gleich jener Blume, die ihren Duft erst von sich gibt, wenn sie zertreten ist, hat das Leiden nur seine zahlreichen Tugenden enthüllt, seine Wohlthätigkeit ohne Grenzen, seine Sympathie für das Schöne und Wahre, Alles, was es Gutes in seiner Natur gibt. Er hat für mich die Liebe eines Vaters."

„Aber nicht die von Miran-Hafaz."

„Miran-Hafaz liebt mich wie ein Bruder," sagte Ellen erröthend.

„Die Augen eines Bruders folgen den Schritten einer Schwester nicht so, wie ich Mirans Augen Ihren Schritten habe folgen sehen; die Stimme eines Bruders zittert nicht, wenn er seiner Schwester in's Ohr flüstert."

„Du bist närrisch, Zara; und wenn ich Dich nicht schelte, so geschieht es, weil Miran und ich uns nie mehr sehen werden."

„Sie sich nie mehr wieder sehen werden! Aber wären Sie in einer Wüste verloren, er würde Sie wieder finden. Seine Liebe ist nicht wie die ruhige und kalte Liebe des Europäers. Was würden Sie denken, wenn ich Ihnen sagte, daß er über die Wasserwüste gefahren ist, in der Hoffnung, Sie zur Frau zu erhalten, Sie in das Land der Sonne zurückzuführen?"

„Ich würde es bedauern," antwortete die Waise mit Festigkeit.

„Bedauern?"

„Und was noch mehr ist, auf der Stelle mit meinem Oheim, meinem natürlichen Beschützer, reden, damit er durch seine Autorität einer Verfolgung ein Ziel setze, die ebenso vergeblich für Miran, als unangenehm für mich ist. Ich werde für Miran nie eine andere, als die Liebe einer Schwester empfinden."

„Seit wann haben Sie diese Entdeckung gemacht?" fragte die Aya, auf Ellen einen forschenden Blick heftend, der bis auf den Grund ihres Herzens dringen zu wollen schien.

Miß de Vere schwieg still.

„Ich will es Ihnen sagen," erwiderte ihre Amme. „Seitdem dieser Paria mit dem blassen Gesicht diesen Morgen Ihr Pferd aufgehalten; seitdem ein Knechtsdienst ein Lächeln zur Belohnung erhalten hat, so kostbar wie die Edelsteine in der Krone des Nizam! Ich belauschte seine Blicke, als er Ihnen in der Vorhalle Lebewohl sagte; denn ich war neugierig, den Retter meines Kindes zu sehen. Er liebt Sie!"

Dießmal bedeckte eine lebhafte Röthe Gesicht und Hals der Waise. Es ist etwas Gefährliches, einem Mädchen zu sagen, daß es geliebt wird . . . Das bringt sein Herz zum Träumen.

„Und noch mehr," setzte die Aya hinzu, „Sie lieben ihn!"

Das musikalische Lachen des Mädchens zerstreute für den Augenblick den Argwohn der scharfsinnigen Indierin. Sie wußte, daß Ellen über jede Verstellung erhaben war; aber trotz ihrer Weltkenntniß vergaß sie, daß die Jugend sich selbst täuschte. Die Herzen wie die

Vögel sind oft in einer Schlinge gefangen, ehe sie an eine Gefahr denken.

„Gute Nacht, Zara," sagte Ellen, ihr die Hand reichend, welche die Aya an ihre Lippen führte. „Ich sehe, daß Du Dich über mich lustig machst. Ich Harry lieben .... Mr. Ashton, wollte ich sagen. Welche Albernheit! Gute Nacht!"

So albern diese Idee ihr vorkam, vermochte Ellen doch nicht, sie aus ihrem Geiste zu verjagen. Sie blieb noch lang nach dem Abgang ihrer treuen Amme wach. Aehnliche Albernheiten machen oft einen bleibenden Eindruck auf das Herz.

Miran-Hafaz war der Sohn einer Begum oder indischen Fürstin, welche die Vorurtheile ihrer Caste so weit vergessen hatte, um ihre Hand und ihr ungeheures Vermögen einem englischen Officier zu reichen, der sie kurze Zeit nach der Geburt dieses Sohnes als Wittwe hinterlassen hatte. Das Kind besaß von seiner Mutter einen stolzen, aber edeln Character, eine unruhige Energie, leidenschaftliche Triebe, eine eifersüchtige und ausschließliche Liebe, die Fehler und Eigenschaften der Indier. Von Gestalt glich er seinen beiden Eltern. Seine Hände und Füße, von zarter Form, sein kleiner Wuchs und sein olivenfarbiger Teint waren das Erbe seiner Mutter; die Züge seines Gesichts waren ganz und gar die seines Vaters. Seit seiner Kindheit war er gewohnt, den General de Vere zu besuchen, bei dem er Ellen kennen lernte und noch ganz klein liebgewann. Vielleicht dachte er kaum an die Natur seiner Gefühle für sie, als der plötzliche Tod ihrer

Eltern und ihre schleunige Abreise nach Europa ihm dieselben zu deutlicherem Bewußtsein brachten.

Er war untröstlich über seinen Verlust, als ihm ein Gedanke durch den Kopf fuhr, und mit dem Ungestüm seiner Natur entschloß er sich, denselben alsbald in Ausführung zu bringen, das heißt, ihr nach England zu folgen.

Die Aya hatte nicht ganz Unrecht mit ihren Schlüssen gehabt.

Obgleich die Staaten der Begum schon seit langer Zeit von den englischen Besitzungen verschlungen worden waren, besaß die Fürstin doch noch ungeheures Grundeigenthum und ein großes Vermögen, außer der Pension, welche ihr die ostindische Compagnie zur Entschädigung für die ihr abgetretenen Landestheile und Einkünfte zahlte.

Sobald sie erkannte, daß der Entschluß ihres Sohnes, den sie abgöttisch liebte, unumstößlich war und weder Thränen noch Bitten weichen würde, wollte sie wenigstens, daß er auf eine seines Vermögens und seiner Geburt würdige Art reise und stellte enorme Summen zu seiner Verfügung.

„Weil es denn sein muß," sprach sie, „so geh' und hole Deine Frau! Aber erinnere Dich, daß Deiner Mutter Herz trostlos sein wird bis zu dem Tage, wo sie Dich von Neuem umarmt."

In ihrem mütterlichen Stolz kam es ihr nicht einmal in den Sinn, die verwaiste Tochter des Generals de Vere könnte das glänzende Loos, welches ihr angeboten wurde, ausschlagen.

Aus Vorsicht vertraute sie Miran der Hut eines Engländers an, der seit langer Zeit Oberintendan

ihrer Domainen war. Man nannte ihn Khan. Jedermann hatte den Namen vergessen, den er einst in seinem Lande trug. Seine von dem langen Aufenthalt im Orient bronzirte Gesichtsfarbe, sein indisches Costüme und sein Bart hatten ihn so verändert, daß selbst seine Mutter ihn kaum erkannt hätte.

Begleitet von einem zahlreichen Gefolge, schiffte sich der ungestüme Miran in weniger als einem Monat nach Ellens Abreise nach England ein. Die Ueberfahrt war äußerst günstig und er kam vierzehn Tage nach ihr an. Das vollkommenste Vertrauen bestand zwischen dem Verliebten und seinem Hüter. Dieser liebte Miran, wie wenn er sein Sohn gewesen wäre.

„Prinz," sagte er noch am Tage ihrer Ankunft zu ihm, „ich habe Ihnen Zweierlei zu empfehlen."

„Sprechen Sie," sagte der junge Mann.

„Für's Erste, stets nur hindostanisch mit mir zu reden."

Miran machte ein Zeichen der Zustimmung.

„Für's Zweite, selbst Ihren theuersten Freunden zu verbergen, daß ich ein Engländer bin."

„Warum das?"

„Ich könnte Ihnen für Ihre Zwecke nützlicher sein, wenn ich unbekannt bleibe."

„Gut. Es soll nach Ihrem Wunsche geschehen."

Fünftes Kapitel.

Miran war ganz und gar ein Naturkind, muthig wie das Roß, das nie den Zügel gekannt hat, feurig wie die Sonne seines Landes. Sein unzähmbarer Wille kannte kein unübersteigliches Hinderniß und er empfand, um es zu besiegen, den Stolz des Jägers, der gegen den Löwen der Wüste kämpft. Die vornehmste Gefahr, die von einem solchen Character zu befürchten war, entstand aus dem Einfluß seiner Leidenschaften: es war die Legirung, welche den Werth des Goldes vermindert, der Thon, ohne welchen er über und unter dem Menschen gestanden wäre.

Obgleich klein und zart, zeichnete er sich in allen Leibesübungen aus. Er war von Kindheit auf gewöhnt worden, die wilden Pferde zu zähmen und den königlichen Tiger der Dschungeln zu jagen. Mit seinem Carabiner bewaffnet, verfehlte er niemals sein Ziel. Es war auf der Jagd, daß er dem Engländer, welchen wir auch fernerhin Khan nennen wollen, das Leben rettete. Einem Tiger, der sich auf die Houda des Elephanten, den er ritt, stürzte, trieb er eine Kugel durch das Gehirn. Daher die Anhänglichkeit dieses Mannes an ihn. Zum Unglück war es die Anhänglichkeit einer gemeinen Seele, eben so bereit, seine Dankbarkeit dadurch zu bezeugen, daß er den Leidenschaften seines Retters schmeichelte, als ein edles Herz es gewesen wäre, ihn auf den Pfad der Vernunft und der Tugend zu führen.

Fremd der europäischen Welt mit ihren künstlichen Unterscheidungen, ihren Lüsten, Eifersüchteleien, Intriguen, kleinlichen Bestrebungen des Ehrgeizes, war es nicht zu verwundern, daß der junge Mann ohne Erfahrung sich von dem Wirbel ergriffen fühlte und sich von den Rathschlägen seines Vormunds leiten ließ, der wirklich auffallend mit Allem, was die Familie Mowbray betraf, auf dem Laufenden zu sein schien.

Man hatte kaum von der Ankunft des Prinzen erfahren, dessen großes Vermögen noch durch das Gerücht gesteigert wurde, als die Thore der fashionabeln Welt sich zu seinem Empfang öffneten. Pairessinnen, welche Töchter zu verheirathen hatten, speculirten auf ihn, wie auf einen zu gewinnenden Preis; die jüngern Söhne der Familie und die Roués ohne Vermögen, diese Orakel des Turfs, erhielten neuen Credit von ihren Lieferanten, wenn sie sich rühmten, mit ihm in Verbindung zu stehen, und dennoch gelang es ihm, den Manövern der Mütter, wie den Netzen der Spieler zu entgehen. Vermittelst eines intuitiven Tacts schien er bei Allen ihre Absichten zu errathen. Wenn er in die Welt eintrat, war der Khan immer an seiner Seite. In einer Beziehung wenigstens war die Erfahrung dieses Mannes ihm nützlich.

Miran war erst seit zehn Tagen in England und beklagte sich bereits über den Aufschub seiner Hoffnungen. Er hatte keine Nachricht von Ellen und konnte die Taktik seines Freundes nicht begreifen, dessen einziger Zweck schien, die Cirkel zu besuchen, wo ihre Gesellschaft gierig gesucht war; doch wechselte

er daselbst niemals ein Wort, als mit ihm und nur in der Sprache des Orients.

„Ich bin," sagte er eines Morgens, „müde dieser Welt der Zerstreuung, wo es nichts gibt, was das Herz beschäftigt."

„Aber wo es Vieles gibt, um den Geist zu unterhalten," erwiderte der Khan. „Es verdient, studirt zu werden."

„Ich finde kein Vergnügen daran."

„Geduld!"

„Geduld!" rief der aufbrausende junge Mann, „wenn ich vor Ungeduld brenne, die Stimme zu hören, welche wie himmlische Musik für mein Herz ist, und in die Augen zu schauen, welche mir wie der Spiegel meiner Seele vorkommen."

„Sie sind diesen Abend zu der Gräfin Arlington eingeladen."

„Ich werde nicht hingehen."

„Sie müssen dahin gehen," antwortete der Khan ruhig.

Der Prinz warf ihm einen Blick voll stolzer Ueberraschung zu.

„Das heißt," fuhr der Khan fort, „Sie müßten denn der Hoffnung entsagen, welche Sie Indien zu verlassen bestimmt hat. Sie werden bei der Gräfin den Oheim des Mädchens, das Sie lieben, treffen."

„Sir William Mowbray?"

„Nein, seinen Bruder, den Oberst Mowbray, einen Mann, der sein Vermögen in der Jugend thöricht verschwendete und es in der Folge unternahm, es durch seines Characters würdige Mittel wiederherzu-

stellen. Er hängt gänzlich von dem Baronet ab, der ihm die Mittel liefert, um seinen Rang in der Welt zu behaupten, und doch haßt er ihn."

„Er haßt ihn!" rief Miran erstaunt, „aber sie sind ja Brüder!"

„Kain und Abel waren auch Brüder."

„Kennen Sie ihn?"

„Ich habe ihn einst gekannt. Wenn Sie ihm vorgestellt werden, müssen Sie sich plötzlich erinnern, daß Sie seinen Namen von dem verstorbenen General de Vere haben nennen hören. Er wird mit Begierde diese Gelegenheit ergreifen, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Warum?"

„Weil er weiß, daß Sie reich sind."

„Und er?"

„Ist ein Spieler. Mit ein wenig Tact werden Sie leicht den Aufenthalt seiner Nichte erfahren."

„Und wenn ich das erfahre?"

„Verlassen Sie sich wegen des Uebrigen auf mich."

„Immer Verzögerungen .... ein Geheimniß, das keinen Grund hat," brummte Miran; „ich begreife nichts davon. Durch meine Geburt bin ich wenigstens Ellen ebenbürtig; an Vermögen ihr überlegen; es liegt nicht der Schatten einer Unehre auf meinem Namen. Ich werde mich sogleich ihrem Vormund vorstellen; ich werde ihm meine Absicht erklären und ...."

„Abgewiesen werden."

„Abgewiesen werden! Sehe ich nicht alle Tage oder vielmehr alle Stunden Mütter, die sich eifrigst um meine Verbindung für ihre Töchter bewerben?"

„Weil sie denselben kein Vermögen zu geben haben. Es ist vielleicht nicht eines unter den bewundernswürdigen Mädchen, denen Sie begegnen, das nicht unterwiesen worden wäre, die Hand eines alten, gelähmten, in Laster versunkenen Wüstlings anzunehmen, vorausgesetzt, daß dieselbe von einem Titel und Goldhaufen begleitet ist. Ellen dagegen ist reich genug, um einen Gatten unter den Reichsten und Edelsten ihres Landes zu wählen. Ihre Verwandten werden natürlich begehren, sie in England zu behalten; ihre Heirath mit Ihnen würde denselben von keinem Nutzen sein. In einer Familie ist eine Erbin gleich einer Stimme im gesetzgebenden Körper, eine Sache, die man ausbeuten muß, um den größtmöglichen Vortheil für jüngere Söhne und vermögenlose Neffen daraus zu ziehen.“

„Und das ist also die Civilisation, die Sie mir so oft gepriesen haben!“ rief Miran empört. „Sie prahlen mit der Freiheit des Geschlechtes in Europa, wo die Frauen wahrhaft Sclavinnen sind. Liebe, Sympathie, Person, Intelligenz, Alles ist ein Gegenstand des Handels, wie die gemeinsten Waaren.“

„Ich habe niemals damit geprahlt, ich habe mich darauf beschränkt, sie Ihnen zu beschreiben.“

An demselben Abend begaben sich der ungeduldige Verliebte und der Mentor zu der Gräfin Arlington, wo sie nach der Voraussage des Khans dem Oberst Mowbray und seinem Sohn, einem jungen Mann von Mirans Alter, vorgestellt wurden. Dieser glaubte, sich der Bemerkungen des Khans über jüngere Söhne und vermögenslose Neffen erinnernd, in Ellens Cousin einen begünstigten Neben-

buhler zu sehen; aber wie die meisten Orientalen besaß er eine große Selbstbeherrschung. Nichts verrieth den Sturm, der sich in seinem Herzen entwickelte. Im Gegentheil nahm er beide mit jener ruhigen Würde auf, welche Indiern von hohem Rang natürlich ist.

Er vergaß die Lection vom Morgen nicht.

Der Oberst und sein Sohn waren von seinen Manieren entzückt und suchten eine so kostbare Bekanntschaft zu cultiviren.

„Mowbray!“ wiederholte Miran, als sie ihm näher getreten waren; „ich habe diesen Namen schon gehört.“

Die Herren verbeugten sich.

„Ah! ich erinnere mich . . . . in Indien, bei meinem Freund, dem General de Vere!“

„Meinem Schwager,“ sagte der Oberst.

„Meinem Onkel,“ setzte der Sohn hinzu.

„Wir haben erst ganz kürzlich die traurige Nachricht von seinem Tod erhalten,“ nahm der Erstere wieder das Wort. „Ich erhielt diesen Morgen einen Brief von Sir William, meinem Bruder, welcher mich in Kenntniß setzt, daß meine Nichte seit einiger Zeit in England ist.“

„Miß de Vere ist also in London?“ fragte Miran, und trotz seiner Kaltblütigkeit zitterte seine Stimme ein wenig; zum Glück bemerkten die, an welche die Frage gerichtet war, nichts daran.

„Nein, sie ist in Carrow-Abtei.“

Der Khan und der Verliebte wechselten einen Blick.

„Wenn Sie Miß de Vere sehen,“ fuhr der

Letztere, Walter Mowbray anredend, fort, „so werden Sie ihr vielleicht das achtungsvolle Beileid eines alten Freundes überbringen.“

„Ich fürchte sehr,“ antwortete der junge Mann, „daß Sie einen schlechten Boten hiezu wählten. Ich habe meine Cousine nie gesehen; aber gelegentlich werde ich ihr sagen, daß sie in England einen Freund mehr hat, als sie denken mag.“

Das Lächeln, womit Ellens Liebhaber seinem Gegenredner dießmal dankte, hatte nichts Erzwungenes. Er fühlte sein Herz erleichtert.

„Nun,“ sagte Miran mit leiser Stimme, indem er den Arm seines Begleiters ergriff und mit ihm die gedrängt vollen Säle durchwanderte, „wie habe ich mich benommen?“

„Bewundernswerth.“

Der Indier, von der Civilisation noch nicht verdorben, fühlte sich gedemüthigt von diesem Compliment, welches der Preis seiner ersten Verstellung war.

Beinahe unmittelbar, nachdem sie den Mowbray vorgestellt worden waren, zogen sie sich in ihr Hotel, einem der fashionabelsten in London, zurück.

Am andern Morgen, zu früher Stunde, erklärte der Khan, daß er auf drei Tage verreisen würde.

„Drei Tage!“ rief Miran.

„Ich brauche diese Zeit, um nach Carrow-Abtei zu gehen und zurückzukehren,“ setzte sein seltsamer Vertrauter hinzu. „Sie behaupten die Mittel zu haben, sich mit der Aya in Communication zu setzen?“

„Ja.“

„Das genügt. Sie sehen mich in drei Tagen wieder. Sollten der Oberst oder sein Sohn sich in meiner Abwesenheit vorstellen, nehmen Sie dieselben natürlich an. Schlagen sie Ihnen ein Spiel vor, so seien Sie auf Ihrer Hut. Nicht weil ich denke, Sie lassen sich so leicht düpiren; Ihr Blick ist so schnell wie deren Hände."

„Wenn ich sie beim Betrug im Spiel überrasche?"

„Das wäre ein Vortheil, sobald Sie einen Zeugen haben."

„Und habe ich keinen?"

„So wäre es ein Ungeschick, denn Sie würden Ihre Partie aussetzen."

„Das ist also England!" murmelte Miran, sobald er allein war. „Das sind die Sitten des Volkes, welches Indien unterjocht hat, seine hundert Throne gestürzt hat, um einen andern despotischeren aufzurichten, Brama und Wischnu aus ihren Tempeln vertrieben hat, um das Gold, ihr gelbes Götzenbild, an deren Stelle zu setzen! .... Um die Menschheit ist es ein seltsames Geheimniß!" setzte er mit einem Seufzer hinzu, „und die Dichter haben wohl Recht, zu sagen, daß sie aus Koth gemacht ist. Wäre sie aus härterem Stoffe, sie könnte nie so monströse Eindrücke aufnehmen."

Den Augenblick darauf dachte er an Ellen, und die Wolke, die seinen Geist beschattete, machte einem strahlenden Lächeln Platz.

Sechstes Kapitel.

Als Henry Ashton den Park von Carrow verließ, schritt er über die Gemeindewiese, den Schauplatz seines Abenteuers vom Morgen, um nach dem Pfarrhause zu gelangen. Wiewohl die Stunde noch nicht sehr vorgerückt war, entschloß er sich dennoch, daselbst zu übernachten, da er, wie wir bereits bemerkt zu haben glauben, dort ebenso, wie auf der Farm seines würdigen Oheims, zu Hause war.

Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er den Reiz jener Gesellschaft gekostet, von welcher ihn in England die Dunkelheit seiner Geburt und die Vorurtheile der Welt ausschließen zu müssen schienen. Er hatte in langen Zügen geschlürft und sein Geist sich in jene Trunkenheit versenkt, welche sich mehr des Herzens als des Gehirns bemächtigt.

Während er langsam seines Wegs ging, den süßen Einbildungen nachhängend, welche uns in jungen Jahren heimsuchen, die Blicke und Worte überdenkend, welche die Erinnerung auf dem Grunde des Herzens anhäuft, wurden seine Träumereien plötzlich durch eine ernste Stimme unterbrochen, welche ihm guten Abend wünschte.

Er hatte die Annäherung Dessen, der ihn anredete, nicht bemerkt.

„Guten Abend!" erwiderte er und wollte weiter gehen.

„Ich bitte um Verzeihung, mein junger Herr," fuhr der Unbekannte fort; „aber können Sie mir

nicht das Portierhäuschen von Carrow=Abtei sagen? Es sind so viele Jahre seit meinem letzten Besuch in diesem Orte verflossen, daß ich den Weg beinahe vergessen habe."

Diese Frage bewog Henry, aufzuschauen.

Sein Gegenredner war, soweit die Dunkelheit zu erkennen gestattete, ein Mann von hoher Statur und musculösen Gliedern, im Alter von etwa fünfzig Jahren. Ein langer Paletot umschloß ihn eng, und wiewohl die Nacht warm war, wurde der untere Theil seines Gesichts durch einen um den Hals gewundenen Shawl verborgen; ein breitkrempiger Hut senkte sich auf seine Stirne herab; kurz, man hätte ihn für Jemand gehalten, der nicht erkannt sein wollte.

Es lag Etwas in dem Laut, womit diese Frage gethan wurde, was den jungen Mann lebhaft ergriff. Er war überzeugt, diese Stimme schon gehört zu haben, aber er konnte sich nicht vorstellen, wo oder wann. Es war ein vertrauter Ton, wie eine häusliche Stimme, die man auch nach jahrelanger Trennung im Augenblick wieder erkennt.

„Wenn Sie mir erlauben," sagte Henry, „so werde ich Sie bis zu dem Portierhäuschen führen."

Dieses Anerbieten wurde höflich angenommen und der junge Farmer kehrte sogleich wieder um.

„Ich nehme Ihren Worten nach an," fuhr er fort, „daß Sie in diesem Theil von Norfolk nicht fremd sind."

„Nicht ganz," antwortete sein Begleiter, „doch kam ich seit so vielen Jahren nicht hieher, daß ich

beinahe dafür gelten kann. Sir William Mowbray wohnt noch immer in der Abtei?"

„Seit fünfzehn Jahren hat er sie nicht verlassen."

„Das ist sonderbar."

„Nicht, wenn er daselbst glücklich ist."

„Es scheint mir, bei seinem Rang und Vermögen sollte er die Welt besuchen."

„Vielleicht verachtet er sie oder hat wohl entdeckt, daß Rang und Vermögen nicht hinreichend sind, das Glück zu gewähren."

„Allerdings nicht; die Welt fordert andere Eigenschaften an Denen, welche sie beherrschen oder schmücken wollen. Es ist seit meiner Jugend anders geworden. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo ein Mann von dem Namen und Vermögen Sir Williams deren Abgott hätte werden können. Was ihn betrifft, so scheint er das Leben eines Eremiten vorzuziehen."

Wiewohl vollkommen von der Ursache unterrichtet, aus welcher der Baronet sich von der Welt zurückgezogen hatte, wollte der junge Mann doch einen so zarten Gegenstand mit einem Fremden nicht verhandeln. Die Leiden des Gebieters von Carrow waren selbst für die Schwätzer des Dorfs ein geheiligter Gegenstand. So wechselte er ziemlich rasch die Unterhaltung, indem er seinen Begleiter fragte, ob er eine der Dorffamilien kenne.

„Nicht genau," antwortete der Mann. „Doch erinnere ich mich der Namen von einigen seiner Bewohner. Es gab daselbst vorerst den Doctor Manuel."

„Der ist seit vierzehn Jahren todt. Doctor Orme,

unser würdiger Rector, ist sein Nachfolger auf der Pfarrei."

„Den Anwalt Impei."

„Der lebt noch," bemerkte Henry Ashton trocken, „wenn Sie seine Bekanntschaft erneuern wollen."

„Nein," antwortete sein Begleiter lachend, „wenn ich mich recht erinnere, war es ein intriganter, vorwitziger Mensch, der immer seine Nase in Anderer Angelegenheiten steckte. Darum vernachläßigte er aber die seinigen nicht, denn wenn er auf der Laufbahn der Chicane und des Processirens, die er mit so vielem Erfolg, als ich ihn kannte, betreten hat, fortgefahren ist, so muß der Anwalt Impei jetzt reich sein."

„Er ist reich, und ich sehe, daß Sie ihn kennen."

„Ich erinnere mich nur noch eines andern Namens aus dieser Gegend, eines braven, trefflichen Mannes, dessen Leben gleich einem stillen Bache, den Stürmen fremd, verflossen sein muß, des Farmers Ashton."

„Mein Oheim!" rief der junge Mann im Tone angenehmer Ueberraschung, denn nie empfand sein dankbares Herz eine lebhaftere Freude, als wenn er hörte, daß man dem edeln Character seines würdigen Verwandten Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Die Worte „mein Oheim" wirkten wie ein electrischer Schlag auf den geheimnißvollen Fremdling. Er fuhr zusammen, faßte Henry am Arm und schaute ihm neugierig in das Gesicht.

„Mein Gott!" rief er, „wie die Zeit vorüber geht!"

Henry Ashton wußte nicht, warum er sich von dem Ton der Stimme noch mehr, als von dem

Benehmen des Unbekannten bewegt fühlte. Die Worte desselben schienen in seinem Herzen nachzuklingen, als ob sie daselbst ein lang entschlafenes Echo geweckt hätten.

„Sie scheinen mich zu kennen, Sir?" sprach er.

„Nein! . . . . ja! . . . . das heißt, ich erinnere mich, Sie als Kind gesehen zu haben, zur Zeit meines letzten Besuchs bei meinem trefflichen alten Freunde."

„Er wird erfreut sein, Sie zu sehen; denn der Farmer ist keiner von den Menschen, welche Diejenigen vergessen, deren Hand sie freundschaftlich gedrückt haben. Ich werde morgen früh auf der Farm sein; wen soll ich sagen, daß ich getroffen habe?"

„Es liegt nichts daran . . . . vielleicht würde er meines Namens sich nicht mehr erinnern!" antwortete Henry's Begleiter mit einem Seufzer. „Es ist so lang her, daß wir uns nicht gesehen haben."

„Sie thun seinem Herzen und seinem Gedächtniß Unrecht."

„Vielleicht."

„Wenigstens werden Sie ihm einen Besuch machen?"

„Nicht vor morgen!" antwortete der Fremde, einer bestimmten Antwort auf diese Frage ausweichend. „Wahrscheinlich werde ich sehr lang in der Abtei aufgehalten . . . . Verzeihen Sie mir," setzte er hinzu, „verzeihen Sie mir die Bemerkung, die ich Ihnen zu machen im Begriff bin; ich habe nicht die Absicht, Sie zu beleidigen, aber Ihre Manieren und Ihre Sprache erinnern keineswegs an einen Farmer."

Der Zögling des würdigen Doctor Orme erklärte ihm die günstigen Umstände, welche ihm eine über seinen Stand gehende Erziehung verschafft hatten.

„Sie haben Glück," bemerkte der Fremde; „es ist selten, daß der Zufall die Ungerechtigkeit der Welt wieder gut macht."

„Ungerechtigkeit!"

„Ja, oder das Mißgeschick (nennen Sie es, wie es Ihnen beliebt), welches den Geist zur Unthätigkeit verurtheilt."

Inzwischen hatten sie das Portierhäuschen von Carrow-Abtei erreicht. Der Fremde wandte sich um, dankte seinem Führer höflich und drückte ihm nach des jungen Mannes Meinung liebevoller die Hand, als es der geringe Dienst verdiente, den er ihm geleistet hatte.

Ein oder zwei Mal hielt Henry Ashton, während er über die Gemeindewiese ging, an und schaute rückwärts, um seinen Begleiter von vorhin zu beobachten. Der Mann war vor dem Portierhäuschen stehen geblieben, die Augen nach ihm gerichtet.

„Sonderbar!" sprach Henry bei sich. „Was kann er mit Sir William Mowbray zu thun haben? Der Baronet empfängt nur wenig Besuch. Ich glaube, mit Ausnahme des würdigen Rectors bin ich der erste Gast, den er seit Jahren zu Tisch geladen hat, und ich verdanke," setzte er bitter hinzu, „meine Einführung nur einem zufälligen Dienst, den ich seiner Nichte geleistet habe. Könnte er in meinem Herzen die Wünsche und Hoffnungen lesen, welche durch die letzten vierundzwanzig Stunden darin hervorgerufen worden sind, sein Stolz würde nur Ver-

achtung für mich haben .... Aber nein," setzte er, einem edleren Antrieb nachgebend, hinzu, „ich thue ihm Unrecht. Er würde mir vielleicht meine Anmaßung vorwerfen; er würde mit mir vernünftig reden; aber Stolz und Verachtung sind seinem edlen Herzen fremd; die Welt hat ihm allzu viel Leiden auferlegt, um diesen schlechten Sauerteig darin zurückgelassen zu haben."

Mehrmals machte der junge Mann, während er seinen Weg fortsetzte, noch Halt, um auf die Glocke des Portierhäuschens zu horchen. Hatte sein seltsamer Begleiter wirklich die Absicht, dem Baronet einen Besuch zu machen, so war es sonderbar, daß er nicht eintrat.

„Bah!" sagte er endlich, „der Wind wird den Schall nach der andern Seite der Gemeindewiese getragen haben. Ich bin wie ein Kind, um mich mit leeren Einbildungen zu quälen."

Entschlossen, diese Ideen zu verbannen, schritt er weiter nach dem Pfarrhaus, indem er sich versprach, morgen auf den Pachthof zu gehen, denn er wünschte lebhaft, etwas mehr über den Fremden zu erfahren, dessen Stimme und Benehmen so auffallend sein Interesse angezogen hatten.

Anstatt sich nach dem Portierhäuschen zu wenden, schlug der Reisende, sobald sein Führer verschwunden war, einen Fußpfad ein, der längs der Parkmauer hinlief, und marschirte raschen Schrittes einige Minuten, bis er drei steinerne Säulen erreichte, Ueberreste der alten Abtei, welche einen Pavillon oder ein auf den Weg vorspringendes Lusthäuschen trugen.

Dieses Gebäude war sichtbar seit langen Jahren vernachläßigt worden, denn Schlinggewächse und Moos bedeckten die Mauern und ein zerbrochener Laden wiegte sich nachläßig in dem Nachtwinde in seinen verrosteten Angeln.

„Hier ist die Stelle," sagte er, die Augen auf das Fenster richtend, „aber ich sehe Niemand . . . vielleicht hat es noch nicht geschlagen."

Ein leichtes Rauschen in dem dichten Epheu, der um das Fenster emporkroch, gab ihm zu erkennen, daß Jemand in dem Pavillon war. Er wich einige Schritte zurück, um besser zu sehen, und stimmte dann ein volksthümliches Lied der Hindu an.

Nach der ersten Strophe hielt er an; aber er brauchte nicht lang zu warten, bis ihm eine Frauenstimme mit der zweiten Strophe antwortete.

Er trat dann so nahe als möglich auf den Pavillon zu und eine Frau, den Kopf in einen weißen Schleier gehüllt, zeigte sich am Fenster.

„St! St!" machte sie.

„Zara!"

„Der Khan!"

Es war Ellens Aya und Mirans Vertrauter, die, nachdem sie offenbar eine Zusammenkunft verabredet hatten, sich auf so geheimnißvolle Weise trafen.

„Du hast das Pfand erhalten, das ich Dir geschickt habe?" fragte der Khan.

„Ja; und Miran Hafaz?"

„Ist in England."

Ein triumphirendes Lächeln erhellte die braunen,

aber nicht unangenehmen Züge dieser Frau, denn sie kannte die unbeugsame Energie des Sohnes der Begum und dessen leidenschaftliche Liebe zu Ellen.

„Wir werden nach Indien zurückkehren," sprach sie, „wir werden dieses trostlose Land verlassen, wo die Gesänge der Vögel nur Traurigkeit athmen, wo alle Blumen die krankhafte Blässe des Todes haben."

„Ist Miß de Vere glücklich in ihrer neuen Heimath?"

„Ich kann diese Frage nicht beantworten, ich verstehe mein Kind noch nicht. Ihr Character ist verändert, seitdem sie den Fuß auf diese finstere Insel gesetzt hat; ihre Stirne ist ernst und nachdenklich geworden; sie lächelt allerdings zuweilen, aber es ist nicht mehr das leichte und strahlende Lächeln ihrer Kindheit."

„Ist Sir William gut gegen sie?"

„Wie es ein Leichnam sein kann; Alles in dem Hause redet von der Vergangenheit, von denen, die todt sind; es ist die Wohnung der Betrübniß. O! wie verschieden ist dieser Aufenthalt von dem, welchen ich für sie in Indien ausschmücken würde!"

„Dann würde es nur wenig bedürfen, um sie zur Rückkehr dahin zu bestimmen?"

„Ich weiß nicht," antwortete die Aya mit nachdenklicher Miene; „diesen Morgen würde ich vielleicht bejahend auf Deine Frage geantwortet haben; jetzt zweifle ich. Ellen würde beinahe sterben."

„Sterben? Ist sie krank gewesen?"

„Nein; ihr Pferd ist mit ihr durchgegangen, und ihr Leben wurde von einem jungen Bauern gerettet,

den ihr Oheim, anstatt ihm ein Goldstück zu geben, zu Tisch geladen hat."

„Ein junger Bauer? Sein Name?"

„Henry Ashton."

„Großer Gott!" murmelte der Khan englisch, „wie wunderbar sind Deine Wege!"

„Wir werden sie von ihm losmacheu müssen," fuhr Zara kalt fort, als ob vom Ausreißen einer vertrockneten Pflanze oder Staude die Rede gewesen wäre.

„Rechne hiebei nicht auf mich."

„In diesem Fall," rief die Aya, „sage Deinem Herrn, er solle jeder Hoffnung auf Erfolg entsagen, denn Alles sagt mir, daß Ellen diesen Bauern liebt."

Und sie zog sich vom Fenster zurück.

Der Agent von Miran-Hafaz blieb einige Augenblicke unentschlossen, ohne zu wissen, was er thun sollte. Die eben erhaltenen Nachrichten hatten offenbar seine Berechnungen umgestoßen. Es war seltsam, daß ein an die despotischen Mittel des Orients gewöhntes Wesen vor der Idee zurückbebte, aus dem Wege seines Herrn einen jungen Mann wegzuräumen, mit dem er auf keine Weise verbunden schien. Die Aya begriff nichts davon. Vielleicht erklärte er sich kaum selbst seine Beweggründe. Aehnliche Widersprüche gibt es nicht selten bei den verächtlichsten Naturen.

„Warum bin ich nach Europa zurückgekommen?" flüsterte er, langsam zurückkehrend; „die alten Erinnerungen wollen wieder erwachen. Ich möchte, ich wäre diesem jungen Mann nicht begegnet. Wäre 3 jeder Andere als der Neffe von Matthäus Ashton

gewesen, die Aufgabe hätte sich leicht gemacht. Was ihn betrifft, so hat er von meiner Hand nichts zu fürchten. Ich wollte um alle Schätze Indiens nicht, daß sein Blut auf mein Haupt fiele!"

Er ging eiligen Schritts über die Gemeindewiese, wo ein Wagen und Postpferde ihn erwarteten. Er hatte den Besuch vergessen, den er dem Farmer machen wollte. Ohne ein Haus zu betreten, oder die geringste Erfrischung zu sich zu nehmen, warf er sich in den Wagen, das einzige Wort „London" aussprechend.

Wenige Minuten nachher lag die Abtei Carrow hinter ihm.

Als Henry Ashton am andern Morgen auf der Farm anlangte, war seine erste Frage an seinen Oheim, ob er den geheimnißvollen Fremden gesehen habe.

„Fremden!" wiederholte der Alte in traurigem Ton, „nein, Du bist der einzige Fremde, den ich heute sehe. Wir haben von Deinen Heldenthaten sprechen hören, meine Frau und ich; Du hast in der Abtei gespeist; Du hast bereits gelernt, uns zu vergessen; die nächste Lection wird Dich lehren, uns zu verachten."

„Sie verachten, Oheim!" rief der junge Mann. „Oheim! Oheim! Sie haben gewiß ein so grausames Wort nicht sagen wollen! Sie verachten, Sie, denen ich Alles verdanke! Sie haben mich immer mit der Güte eines Vaters behandelt, und es fehlt Ihnen durchaus nur der Name dazu. Ich habe nie einen andern gekannt!"

„Ich sagte es der Alten," erwiderte sein Oheim, ihm die Hand drückend, „ich sagte es ihr, Du wärest weder stolz noch undankbar."

Henry eilte in das Haus; er wußte den Weg zu dem Herzen seiner guten alten Tante zu finden.

„Was gibt es, Harry?" fragte sie, als sie ihren Adoptivsohn sich auf seinen lang unbesetzt gebliebenen Stuhl neben dem Kamin werfen sah.

„Es gibt . . . . es gibt, daß ich gekränkt, schwer verletzt bin."

„Wer hat Dich verletzt?" fragte die Frau unruhig, „etwa das Pferd gestern?"

„Nein, Tante, sondern die grausamen Worte des Oheims."

„Ist er böse gewesen, Harry?"

„Er hat mir gesagt, Sie und er halten mich beide für verändert und undankbar, und ist das nicht Etwas, um mich zu verletzen? Es ist sehr hart, von Denen, welche wir lieben, falsch beurtheilt zu werden."

„Wahr, Harry, wahr!" erwiderte die Dame schluchzend. „Aber das ist ein Fehler von Matthäus; er ist immer bereit, sich Dummheiten in den Kopf zu setzen. Vielleicht langweilt er sich auch Abends, wenn er allein ist. Du fehlst uns, Harry, und wir haben Niemand, der uns gute Nacht wünscht; ich weiß, daß es eine Schwäche ist, aber wir waren daran gewöhnt."

„Das ist eine Gewohnheit, um die Sie nicht kommen sollen," sagte der junge Mann, indem er ihre runzelige Wange küßte. „Ich will auf der Stelle meine Bücher und sonstigen Sachen bei Doctor Orme

holen. Ich bin der Nachläßigkeit schuldig, aber nicht des Undanks."

„Gott segne ihn!" rief die Alte, als sie ihn abgehen sah; „ich wußte wohl, daß er das Herz am rechten Flecke hatte. Aber das kommt Alles von dem Griechischen her; bei christlichen Büchern kann das nicht geschehen, es thut mir in den Augen weh, wenn ich nur einen Blick darauf werfe."

Siebentes Kapitel.

Miran-Hafaz ruhte in einem Gemach seines Hotels, welches seine indischen Diener so gut als möglich zu einem Divan umgeschaffen hatten; Tische und Stühle waren entfernt und durch Beugen von Kissen ersetzt worden. Er war auf einem Musnud mitten im Zimmer ausgestreckt, eine persische Hucka rauchend, deren reiches Parfüm die Atmosphäre erfüllte.

Auf dem Hinterhaupte trug er eine kleine, gestickte, mit einer seidenen Eichel geschmückte Mütze, welche graziös auf seine Schultern niederfiel. Seine lange Caschmir-Simarre, um welche eine Herzogin ihn hätte beneiden können, war um seine schlanke Taille durch einen reichen Gürtel gehalten, an welchem ein Amulet hing, ein Geschenk der Begum im Augenblick, da er von ihr Abschied genommen hatte.

Ein junger Hindu, mit der Unterhaltung der Hucka beauftragt, saß zu seinen Füßen.

Während der duftende Rauch in phantastischen Wirbeln sich um seine ausdrucksvollen, aber zarten Züge erhob, beschäftigten tausend Erinnerungen der Vergangenheit seinen Geist. Ellen, der Garten, wo er mit dem Kinde spazieren gegangen war, alle die Worte, die sie ihm gesagt hatte, jedes Lächeln, wovon diese Worte begleitet waren, wurden aus dem Schatz seines Herzens gezogen und noch einmal durchgemustert.

Sie mußte meine ganze Liebe gewahr werden, dachte er, sie konnte nicht blind für meine leidenschaftliche Anbetung, für die aufrichtige Huldigung meines Herzens sein. Wie ich, ist sie in Indien geboren, jenem Land der Träume und der Blumen, der Wohlgerüche und der Himmel ohne Wolken. Sie muß wie ein gefangener Vogel auf dieser düstern Insel sein, sie muß den strahlenden Orient vermissen.

Dann kam von Neuem der Zweifel, der schreckliche Zweifel über ihn. Er sagte sich, sie habe ihn vergessen, sie habe sich durch die Stimme eines Individuums ihres Stamms bezaubern lassen; denn es liegen im Blut und in der Sprache Sympathien, welche Jedermann fühlen kann, aber nur wenige Personen zu erklären wissen.

Die Abwesenheit des Khan bildete eine andere Quelle der Aufregung. Der dritte Tag war gekommen, und Miran hatte noch keine Nachrichten von ihm. Das Herz des Liebenden verzehrte sich in Ungeduld.

„Ich möchte, er wäre zurück!" rief er, „seine Gegenwart würde das Fieber in meinem Blut beruhigen; er ist von der kleinen Zahl Derer, welchen ich vertrauen kann; er ist treu, denn er hat an dem Todtenbett meines Vaters gewacht und mir zugelächelt, da ich noch in der Wiege lag."

Ein besonderes Signal ertönte an der Thüre des Appartements. Die Physiognomie des Jünglings wurde strahlend vor Freude. Er schlug nach orientalischem Gebrauch dreimal in die Hände, um anzuzeigen, daß er eintreten könne.

Die Vorhänge, die man an die Stelle der Zimmerthüre gebracht hatte, gingen aus einander und der Khan erschien vor ihm, in sein orientalisches Costume gekleidet.

„Nun!" rief der ungeduldige Liebhaber von Ellen de Vere, „haben Sie die Aya gesehen?"

Der Bote antwortete mit einer einfachen Neigung des Kopfs und warf einen bedeutsamen Blick auf den jungen Hindu.

Mit einer Geberde der Hand schickte Miran denselben hinweg.

„Reden Sie," sagte er, sobald sie allein waren; „was sagt sie? Hat Ellen mich vergessen? Gibt sie mir einige Hoffnung?"

„Die Hoffnung," antwortete der Khan, „ist der Stab des Lebens, das Licht der Jugend wie des Alters; ohne sie wäre das Leben nichts als Finsterniß."

Miran schaute seinen Gegenredner fest an; sein Benehmen noch mehr als seine Worte ließen ihn ahnen, daß er ungünstige Nachrichten brachte.

„Ich will das Schlimmste wissen,“ sagte er; „ich habe ein Herz, fähig, den härtesten Schlag, den das Schicksal mir versetzen kann, zu ertragen. Die Schwachen allein beklagen sich; die Starken leiden schweigend.“

„Das wolle Gott nicht, daß ich der Ueberbringer einer so traurigen Kunde sei. Zara ist seit ihrem Aufenthalt in England grillenhaft geworden: die Einsamkeit ihres gegenwärtigen Lebens, vereint mit dem brennenden Verlangen, nach Indien zurückzukehren, hat ihren Geist mit Schatten erfüllt, welche sie für Wirklichkeiten nimmt.“

„Fahren Sie fort,“ murmelte Miran ungeduldig.

„Es scheint, das Leben von Miß de Vere ist durch den Muth und die Kaltblütigkeit eines jungen Mannes gerettet worden, des Sohnes von einem reichen Pächter ihres Oheims. Der Baronet hat ihn in die Abtei eingeladen. Ellen ist dankbar und die Aya hat ihre Dankbarkeit für Liebe genommen.“

Das Blut stieg dem jungen Indier in das Gesicht und gab seinen Zügen einen von seiner gewöhnlichen Ruhe so verschiedenen Ausdruck, daß der Khan dadurch erschreckt wurde.

„Es ist nur ein Kind,“ setzte er hinzu.

„Aber Zara sagt, daß Ellen ihn liebt?“

„Sie kennt ihn erst seit einigen Tagen.“

„Die Liebe ist eine schnell treibende Blume und selten das Product der Cultur. Ihre ersten Blätter sind so zart, daß unaufmerksame Augen ihre Entstehung nicht gewahr werden. Hat sie einmal Wurzel gefaßt, so wächst sie so rasch und senkt sich so fest

in den Boden, daß sie nur Eins mit dem Leben macht."

„Die Aya kann sich täuschen."

„Sie hat durchdringende Augen, einen Frauentact, und liest in dem Herzen ihrer schönen Gebieterin, wie die Gelehrten in dem Buch lesen, das sie durchdacht haben."

Der Khan schwieg still.

„Sein Name?"

„Henry Ashton."

„Ich muß ihn sehen," sagte der Indier mit düsterer Miene.

Sein Bote erbleichte; er kannte den ungestümen Character Mirans, der, sanft wie eine Taube gegen die, welche er liebte, die ganze Wildheit des Geiers gegen die hatte, welche er haßte.

„Was wollen Sie thun?" fragte er.

„Ihn zertreten!" rief der junge Indier hochmüthig, „wie ich die Schlange zertreten würde, welche mich gestochen hat! Dieser Mensch und ich können nicht dieselbe Luft athmen; sein Hauch ist Gift; sein Blick, wie der des Basilisken, würde mein Herz vertrocknen! Es gibt so antipathische Naturen, daß sie nicht zusammen-leben können!"

„Miran!" sagte der Khan mit einer Aengstlichkeit, welche seine geringe Bekanntschaft mit Henry Ashton noch auffallender machte, „erinnern Sie sich, daß Sie in einem Lande sind, welches nicht duldet, daß man Gewalt gegen den Niedrigsten seiner Unterthanen brauche. Weder der fürstliche Rang Ihrer Mutter, noch Ihr unermeßliches Vermögen könnte Sie dem Schwert der Gerechtigkeit entziehen, wenn

Sie die Hand gegen das Leben jenes jungen Mannes erhöben."

Der Indier lächelte nur; er hielt es unter seiner Würde, selbst auf eine indirecte Drohung zu antworten.

„Wäre es nicht besser," fuhr der Khan fort, „ihn aus Ihrem Wege zu räumen?"

„Wie so?"

„Indem man ihn bestimmt, England zu verlassen."

Miran überlegte einige Augenblicke, ehe er eine Antwort gab.

„Vielleicht," sagte er endlich, „vorausgesetzt, daß er weit von Ellen ist."

„Wenn ich ihn nach Indien schickte?"

„Haben Sie die Macht dazu?"

„Ja."

„Wie?"

„Prinz," sprach der Khan, sich in seiner ganzen Höhe aufrichtend und ihm fest in's Gesicht schauend, „ich kenne Sie seit Ihrer Kindheit; ich habe das Vertrauen der Begum, das Ihres Vaters und selbst das Ihrige genossen."

„Wahr."

„Habe ich Sie je getäuscht?"

„Niemals."

„So verlassen Sie sich auf mich in dieser Angelegenheit. Suchen Sie nicht die Mittel kennen zu lernen, wodurch ich handle. Ich wage sie selbst Ihnen nicht zu erklären. Bewilligen Sie mir nur zehn Tage, und wenn es mir nach Verfluß dieser Zeit nicht gelungen ist, den Gegenstand Ihrer eiteln Eifer-

sucht aus England zu entfernen, so will ich nicht mehr wie ein Schatten von übler Vorbedeutung zwischen Sie und Ihr Vorhaben treten."

„Es sei," sprach Miran ziemlich kalt; „erfüllen Sie Ihr Versprechen, und ich werde mich wenig um die Mittel kümmern, welche Sie hiezu anwenden. Scheitern Sie, so werde ich selbst die Leitung der Sache in die Hand nehmen, denn ich fühle, daß dasselbe Land nicht zugleich den Geliebten Ellens und mich fassen kann!"

Mit diesen Worten verließ der feurige und stolze Jüngling das Zimmer, um sich auf einen Besuch zu richten, den er Lord Yarmouth versprochen hatte.

Der Khan war kaum allein, als er sich mit der Miene eines von schrecklichem Unglück niedergedrückten Mannes auf die Beuge von Kissen fallen ließ, welche der Sohn der Begum eben verlassen hatte. Er drückte seine Hand auf die hohe, von Runzeln durchfurchte Stirn, als ob er von einem plötzlichen Schlag betroffen worden wäre.

„Mein Gott!" rief er, „wie sind Deine Wege so wunderbar! Legen wir Meere und Jahre zwischen uns, unsere Sünde findet uns doch am Ende auf. Entgehen wir ihr unser Leben lang, beunruhigt sie uns noch im Grabe. Der arme, harmlose Jüngling! Es wäre besser, er begegnete einem wüthenden Tiger, als diesem Miran. Ich habe versprochen, ihn aus seinem Wege zu entfernen. Der Himmel, der mir diesen Entschluß eingegeben hat, wird mir auch die Mittel gewähren, ihn auszuführen."

Während er in seine Betrachtungen versunken war, öffnete sich plötzlich der Vorhang, welcher den

Eingang in das Gemach verhüllte, und der junge Hindu, welchen der Khan in Gesellschaft von Ellens Liebhaber gefunden hatte, erschien.

Der Khan schaute auf.

„Miran-Hafaz will Sie sehen,“ sagte der Jüngling. „Sie sollen ihn zu einem Besuch, den er machen will, begleiten.“

Die Salons des Hotels von Lord Yarmouth waren glänzend beleuchtet und mit einer Menge Eingeladener erfüllt; es war hier Alles, was in der fashionabeln Welt, sei es durch Rang, Vermögen oder Genie, berühmt war, denn der edle Besitzer dieser prächtigen Behausung gehörte zu jenen prunksüchtigen Nullitäten, die nur vom Widerschein erglänzen.

Der Herzog von York machte, auf den Arm des Wirthes gelehnt, seinen Gang durch die Salons, als sie auf Miran und den Khan stießen. Der Erste war damit beschäftigt, die Angelegenheiten Indiens mit einem Glied des Cabinets zu erörtern. So groß auch seine Leidenschaft zu Ellen war, hatte sie doch nicht alle seine Gedanken erschöpft und er empfand bitter das begangene Unrecht gegen seine Landsleute, die Opfer einer schlechten Regierung.

„Wer ist der Indier von so distinguirtem Aussehen?“ fragte Seine Königliche Hoheit.

„Der Sohn der Begum von Gunlore.“

„Ich habe von ihm reden hören; stellen Sie mir ihn vor.“

Auf ein Zeichen seines Wirths trat Miran-Hafaz näher. An dem Respect, womit die Eingeladenen, die Edelsten und Ausgezeichnetsten des Landes, sich

entfernten, erkannte er sogleich, daß der dicke Mann, der sich auf den Arm von Lord Yarmouth lehnte, keine Person von geringem Rang war.

„Wer ist es?" fragte er den Khan.

„Der Bruder des Regenten und nächster Thronerbe," antwortete dieser mit leiser Stimme.

Der junge Indier machte, als sein Wirth ihn dem Herzog genannt hatte, seine Complimente so graziös und mit solcher Geistesgegenwart, daß Seine Königliche Hoheit davon entzückt wurde.

„Sind Sie am Hofe gewesen?" fragte der Fürst.

„Noch nicht, Hoheit."

„Yarmouth wird Sie vorstellen."

Miran verbeugte sich.

„Und was ist Ihnen seit Ihrer Ankunft in Europa am meisten aufgefallen?" setzte sein königlicher Gegenredner hinzu, „die Schönheit der Frauen, die liebenswürdige Freiheit ihrer Manieren, so verschieden von der orientalischen Zurückhaltung, oder etwa die Freiheit unserer Institutionen?"

„Weder das Eine, noch das Andere," antwortete der junge Mann, „so merkwürdig Beides ist und dem Fremden auffallen muß. Sondern, was ich am meisten in England bewundere," setzte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, „ist die graziöse Leutseligkeit seiner Fürsten."

Der Herzog lächelte. So gewöhnt er von Kindheit auf an die Sprache der Schmeichelei war, hatte sich sein Ohr daran doch noch nicht übersättigt.

„Wir müssen ihn in Carlton-House haben," sprach er ganz leise zu Lord Yarmouth, „Georg wird von ihm entzückt sein."

Lord Yarmouth lächelte.

„Ist er reich?“ setzte Seine Hoheit hinzu.

„Unermeßlich.“

„Und liebt er das Spiel?“

„Wüthend. Ich glaube, Oberst Mowbray hat bereits sich ihm angehängt.“

Der Herzog lächelte und ging vorüber. Die günstige Meinung, welche er öffentlich über Miran äußerte, brachte diesen vollends in die Mode; die schönen Frauen und die Intrigants legten es eifrig darauf an, sich ihm vorstellen zu lassen.

Um der Menge zu entgehen, zog er sich in ein kleines Gemach in der Reihe der Appartements mit dem Obersten Mowbray zurück. Er hatte den Rath des Khans nicht vergessen, auf der Hut zu sein, wenn er mit Ellens Oheim spiele, aber sich nur in Gegenwart eines Zeugen den Schein der Entdeckung eines Betrugs zu geben.

Nach seiner Gewohnheit schlug der Oberst ein Spiel vor.

„Da das Glück mir dieser Tage so günstig war, bin ich wahrhaft ungeduldig, Ihnen Revanche zu geben.“

Das war gerade nach Mirans Wünschen und er nahm sogleich an. Während der Partie, wo er die größte Wachsamkeit unter einer angenommenen Gleichgültigkeit verbarg, glaubte er zu bemerken, daß der Oberst geschickt die Würfel wechselte. Zum Unglück waren sie allein.

Wurf für Wurf folgten mit beharrlichem Glück für den Oberst. Sein Gewinn schien sich zu einer beträchtlichen Summe zu erheben, denn er hatte

einen Haufen Gold und Banknoten neben sich. In diesem Augenblick trat Lord Yarmouth ein.

„Sie sind im Glück, Mowbray," sagte Seine Herrlichkeit, einen Blick auf das Gold werfend.

„Einfach auf gutem Wege dazu, Mylord," erwiderte der Spieler.

Bei diesen Worten warf er. Nachdem er die Zahl angegeben hatte, hob Miran die Würfel auf; das Gesicht seines Gegners bedeckte sich mit tödtlicher Blässe.

„Eure Herrlichkeit wird wohl die Gewogenheit haben, mir diese Würfel aufzubewahren?" fragte Miran Lord Yarmouth.

„Ganz gewiß."

„Es besteht zwischen dem Oberst und mir eine Wette, welche erst morgen in's Reine gebracht werden kann."

Mit diesen Worten nahm der Indier den Arm des entdeckten Betrügers und entfernte sich mit ihm, nachdem er den edlen Pair gegrüßt hatte.

Lord Yarmouth war verwirrt; er konnte nicht begreifen, um was es sich handelte. Der Umstand, daß sie sich so freundschaftlich mit einander zurückgezogen hatten, entwaffnete jeden Verdacht einer Betrügerei.

„Was muß ich denken?" flüsterte der Oberst seinem Begleiter zu, als sie zusammen durch die Salons gingen.

„Daß Sie entdeckt sind."

„Wollen Sie zu verstehen geben? . . . ."

„Ich gebe nie zu verstehen; ich behaupte," fiel Miran ein, „daß Oberst Mowbray ein falscher Spieler

ist, ein Mann, der den Opfern seiner List zulächeln, sie seine Freunde nennen und sie ausplündern kann .... Aber Sie können mir nützlich sein," setzte er im Tone der Verachtung hinzu. „Unter einer Bedingung werde ich Ihnen die Schmach eines Scandals ersparen."

„Welches ist sie?" fragte der Oberst mit halb erstorbener Stimme.

„Sie sollen dieselbe morgen früh erfahren."

Achtes Kapitel.

Seit dem Tage, da Henry Ashton das Glück gehabt hatte, Ellen de Vere das Leben zu retten, machte er häufige Besuche in der Abtei Carrow. Der Baronet fand allmälig, trotz seiner gewohnten Zurückhaltung, Vergnügen an seiner Gesellschaft. Es lag in der Geistesrichtung des jungen Fremdlings eine Frische, die ihn interessirte; er glaubte wieder ein reizendes Blatt einer beinahe vergessenen Vergangenheit zu lesen, oder von Neuem die Träume seiner Jugend zu träumen.

Henry's Studien bei dem Rector hatten ihn nur mit den Büchern, mit den Gedanken derer vertraut gemacht, welche aus der Tiefe des Grabes die Geister

beherrschen. Seine Beziehungen zu Sir William Mowbray lieferten ihm die Kenntniß der Menschen, denn in seiner Zurückgezogenheit hatte der Einsiedler die Augen offen behalten auf die Gesellschaft, die er verlassen, auf die Literatur, die Fortschritte und die Meinungen seines Jahrhunderts. Das Studium hatte dazu gedient, das Stechendste in seiner Betrübniß abzustumpfen, und ihn gelehrt, das Leben, zu ertragen, das Leben, welches ihm einst eine nützliche und ehrenvolle Laufbahn versprochen hatte.

Allmälig ließ der neue Lehrer seinen Zögling das traurige Gespenst der Wirklichkeit von Angesicht zu Angesicht sehen; denn die Jugend erkennt nur undeutlich deren häßliche Züge durch das Laubwerk und die Blumen, womit ihre Einbildungskraft die Landschaft des Lebens ausstattet. Erst wenn eine befreundete Hand die Zweige beseitigt, oder die Blätter abgefallen, die Blumen verwelkt sind, erkennen wir das Phantom in seiner ganzen verhängnißvollen Abscheulichkeit.

Diese Unterhaltungen entführten dem Geist und Herzen des Jünglings eine Menge jener trügerischen Träume, welche gleich der Luftspieglung den unerfahrenen Wanderer von dem wahren Lebensweg abführen. Zuweilen übten sie einen niederschlagenden und ungesunden Einfluß auf die Gefühle.

„Die Menschheit,“ rief er dann, wenn er den Baronet verließ, „die Menschheit ist ganz irdisch!“

Eine Stunde nachher, vielleicht während er mit Ellen über den grünen Rasen oder durch die majestätischen Alleen des Parks lustwandelte, nahm er

diese Ketzerei zurück und gab zu, obgleich der Tempel irdisch wäre, entstamme doch der Geist, welchen er einschließe, dem Himmel.

Die Stunde der Enttäuschung kommt für Alle. Schlägt sie, so verfallen die Einen in Apathie, die Andern werden Cyniker oder Skeptiker. Glücklich der Mensch, welcher in diesem Augenblick ein lebhaftes Gefühl oder eine Leidenschaft hat, ihn aufrecht zu erhalten, Etwas, was seinem ersterbenden Herzen einen neuen Antrieb, seinem niedergeschlagenen Geist eine neue Energie gewährt, Etwas, was ihn mit der Menschheit aussöhnt, von welcher er nur die schwarzen Schatten erblickt.

Bei Henry war dieses Gegengift die Liebe. Er wußte, wie anmaßlich seine Hoffnungen, wie unsinnig seine Wünsche waren; und doch konnte er sie nicht verbannen. In seiner feurigen Natur entwickelte sich die Liebe mit der Kraft und Geschwindigkeit einer gesunden Pflanze, der es nur an ein wenig Luft und Sonne gebricht, um zur Reife zu gelangen; bei der Waise glich sie jener zarten Blume, welche ihre feinen Blätter den Küssen der Sonne entfaltet, aber bei Annäherung der Abendluft wieder eiligst schließt.

Henry fühlte seine Gefahr, aber wie der bezauberte Vogel konnte er sich nicht rückwärts wenden. Diese Gefahr glich einem jener berauschenden Träume, welche das Opium erzeugt; und er überließ sich fortwährend jenem süßen Gifte gegen alle Hoffnung und beinahe gegen alle Vernunft.

Man staunte über die Verblendung des Oheims,

der so freie Beziehungen zwischen seiner Nichte und dem Neffen des Farmers gestattete.

Er erlaubte ihnen jeden Tag einen Spaziergang mit einander, zu Fuß oder zu Pferd, denn unter der Leitung ihres Retters war Ellen eine unerschrockene Reiterin geworden; und Martin, der Bereiter, hatte die Stute jetzt so weit dressirt, daß sie eben so gelehrig der Hand des Mädchens, wie der seinigen folgte. Mrs. Jarmy schüttelte mit mißbilligender Miene den Kopf und die Aya empörte sich darüber, daß ein Bauer seine Augen zu derjenigen zu erheben wagte, welche sie in dem Stolze ihrer Zuneigung einer Krone würdig erachtete. Einige Tage Beobachtung hatten den Verdacht der hellsehenden Indierin bestätigt; ihre junge Herrin lächelte nicht mehr, wenn jene sie der Parteilichkeit für Henry anklagte.

Bisher hatten weder die Haushälterin, noch der Beschließer, noch die Amme es gewagt, Sir William ihren Verdacht mitzutheilen. Den beiden Ersten legte der Respect, der Letztern der Haß Stillschweigen auf. Die Aya betrachtete den Baronet als das einzige Hinderniß von Ellens Rückkehr nach Indien, eine Rückkehr, die sie leidenschaftlich begehrte. Seine Kälte erstarrte sie zu Eis; seine Zurückhaltung nahm sie für Stolz; die düstere Majestät der Abtei drückte sie nieder; er schien ihr ein Grab zu bewohnen und sie seufzte nach dem strahlenden Himmel und dem lachenden, aber ganz materiellen Leben ihres Geburtslandes, wo die Frauen wie Götterbilder behandelt, mit den Sinnen, aber nicht mit der Seele angebetet werden.

Die Verblendung des Baronets kam weder von einem Mangel an natürlichem Scharfsinn, noch von Gleichgültigkeit für seine Nichte; sondern aus einem ganz andern Grunde. Die Liebe hatte seit so langer Zeit aufgehört, ein Gast in seinem Herzen zu sein, daß nur wenige Spuren dieser Leidenschaft darin zurückblieben, wenn nicht etwa die Leiden, welche sie ihm verursacht hatte, bittere und grausame Leiden. Während der Stachel noch die Wunde vergiftet, scheint es ziemlich natürlich, den süßen Duft der Blume zu vergessen, zu vergessen, daß Andere eben so gut wie wir daran hängen bleiben können.

Die beiden Liebenden, denn sie liebten einander unbewußt, befanden sich in dem Park, einen jener gloriosen Sonnen-Untergänge bewundernd, welche Claude Lorrain zu einer italienischen Scene genommen hätte, so schön war das Licht, welches den See und die Hügel vergoldete, so reich die Schattirungen, welche es dem Laubwerk verlieh. Beide schwiegen; sie waren zu glücklich in der Gesellschaft von einander, um diesen Zauber durch Worte zu brechen, welche nicht das Echo ihrer Gedanken gewesen wären. Die Luft, mit dem Duft von tausend Blumen gesättigt, welche sie auf ihrem Gang beinahe krümmte, war so rein und ruhig, daß man deutlich das Sumsen der Fliege oder der schwärmenden Biene vernahm, die, beladen mit der süßen Beute des Tags, nach dem Stock zurückkehrte.

Aber wiewohl die Stimmen der beiden Liebenden schwiegen, ihre Herzen sprachen mit einander durch die Sympathie, welche Beide für die wunderbare Natur empfanden. Ihre Augen waren beredt, denn

kaum hatte Eines einen neuen Reiz in der strahlenden Landschaft entdeckt, als ein Blick ihn dem Andern andeutete und das Vergnügen, das es selbst empfand, mittheilte.

Für Ellen war es ein Glück, rein und ungemischt, wie ihre Unschuld. Waren ihre Empfindungen tief, so waren sie auch ruhig wie der friedliche See, welchen die Hügel gegen den rauhen Hauch des Sturmes schützten. Nicht so war es für ihren Begleiter; es befand sich eine Legirung in dem Gold seiner Glückseligkeit. Von Zeit zu Zeit zeigte sich das traurige Gespenst seiner Zukunft zwischen den Blumen, welche die Gegenwart schmückten, und flüsterte ihm in die Ohren: „Das kann nicht fortdauern! Das ist ein Traum, es ist Thorheit, Wahnsinn!"

In einiger Entfernung befand sich die Aya, welche sie belauschte. Die Abwesenheit ihres Kindes, wie sie Miß de Vere noch immer nannte, hatte sie beunruhigt, und sie hatte deren Shawl zu sich genommen, unter dem Vorwand, sie gegen die Abendluft zu schützen. Selbst die Indierin konnte bei deren Betrachtung nicht umhin, anzuerkennen, daß sie ein reizendes Paar bildeten. Aber Miran war gleich Ellen ihr Pflegling gewesen. Sie liebte Beide und hatte sich dahin entschieden, sie zu verheirathen, um mit ihnen nach Indien zurückkehren zu können.

Zara scheiterte selten mit ihren Unternehmungen. „Sie lieben sich!" flüsterte sie; „ich lese es in ihren Augen, in ihrem Stillschweigen, in ihrem träumerischen Sinnen. Die verwundete Taube ist stumm; der Gesang, welcher den Wald erfreut,

kommt von dem Vogel, welchen der grausame Jäger noch nicht getroffen hat! Wozu kann das zuletzt führen? Zu dem Tode Eines von ihnen vielleicht; zum Unglück für Beide gewiß! . . . . Mein Kind die Frau eines Bauern!" setzte sie im Tone der Verachtung hinzu, „während der edelste Jüngling Indiens ihre Hand sucht. Niemals! niemals! Nein, Ellen; wie der junge Adler mußt Du Dich mit Deinesgleichen paaren, oder in Einsamkeit und Unfruchtbarkeit verwelken."

Da sie dieselben so aufmerksam und so lang als möglich belauschen wollte, blieb die Aya unbeweglich wie ein Götzenbild in den Tempeln ihres Geburtslandes, die Augen mit einem kalten, gefühllosen Ausdruck auf das Paar geheftet, dessen Schicksal sie zugleich zu beeinflussen und zu beklagen schien.

„Diese Scene ist prächtig, Miß de Vere!" sagte der junge Mann, zum ersten Mal das Stillschweigen brechend. „Ohne Zweifel hat sie nicht die kühnen Linien einer indischen Landschaft, deren graziöse Palmen, deren üppige Vegetation, die phantastischen Pagoden oder die wolkenlose Sonne; ihre Schönheiten sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, von einem mehr düstern, tiefsinnigen Character; sie sprechen mehr zu dem Herzen als zu den Augen; sie blenden weniger, aber sie gefallen mehr."

„Sie haben mit wenigen Worten die unterscheidenden Züge beider Länder geschildert," antwortete Ellen; „man möchte glauben, Sie seien in Indien gewesen!"

„Ich habe mehr als eine Beschreibung von diesem Lande gelesen," antwortete Henry erröthend;

aber er vergaß zu sagen, daß er sich für diese Lectüre erst interessirte, seitdem er seine liebenswürdige Begleiterin kannte.

„Vielleicht," nahm Ellen wieder das Wort, „haben Sie die Absicht, den Orient zu besuchen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete der junge Mann, welchen diese Frage aus seinen Träumereien riß. „Ich bin wie eine Barke ohne Steuerruder und Compaß, preisgegeben den Wogen und dem Schicksal. Ich kann auf irgend eine wüste Insel geworfen werden, ohne einen Baum, mein trostloses Herz darunter zu schützen."

„Vielleicht auf eine grüne Insel, wo Sie das Glück und die süße Zufriedenheit finden werden! Pfui! Henry! warum an der Güte der Vorsehung oder an der Kraft Ihrer Natur zweifeln?"

„Es ist nicht die Kraft, welche mir fehlt," murmelte der junge Mann leidenschaftlich; „es ist eben so wenig ein Zweck. Aber zwischen mir und dem Ziel meines Ehrgeizes sehe ich eine so unübersteigliche Schranke, daß mein Muth erschlafft und selbst meine Hoffnung verzweifelt!"

„Unübersteiglich!"

„Ja, denn sie ist aufgerichtet und bewacht worden durch die Vorurtheile der Welt, die Unterschiede des Rangs, die Spöttereien des künstlichen Lebens; mit einem Wort, das Sie sogleich verstehen werden, durch den Unterschied der Caste."

Jetzt war die Reihe des Erröthens an Ellen; wiewohl Henry keine wörtliche Anspielung auf sie selbst gemacht hatte, verstand sie ihn doch sehr gut.

Es ist erstaunlich, wie schnell die Einsicht kommt, wenn das Herz interessirt ist.

„Ich fürchte," sagte sie nach einer Beide in Verlegenheit setzenden Pause, „die Schönheit dieses Abends hat uns unsern Spaziergang zu weit ausdehnen lassen; es wird beinahe dunkel werden, bis wir nach Hause kommen."

„Ein Vorwurf!" dachte Henry seufzend. „Sie versteht mich, sie ist vielleicht durch meine Anmaßung beleidigt."

Hätte er in Ellens Herz lesen können, wie schnell würde seine Niedergeschlagenheit dem süßesten Entzücken Platz gemacht haben!

In diesem Augenblick zeigte sich plötzlich die Aya, welche den Versteck, wo sie dieselben belauscht, eben verlassen hatte, vor ihnen. Aber trotz des durchbohrenden Blicks, welchen sie auf Ellen heftete, schien diese weder verwirrt noch erschreckt.

„Zara!" sprach sie im Tone der Ueberraschung.

„Der Abendthau fällt," erwiderte die Indierin, indem sie ihr einen reichen Caschmir-Shawl bot.

„Ich bedarf dessen nicht," sagte sie kalt, „Du kannst nach Hause zurückkehren."

Und den Arm ihres Begleiters nehmend, wandte sie sich der Abtei zu. Die wiederholten Anklagen der Aya, welche derselben ihre Liebe zu Henry vorwarf, hatten ihren Stolz verletzt. Sie erkannte sogleich, daß der Shawl nur ein Vorwand war, sie zu belauschen; und zum ersten Mal in ihrem Leben ließ das schöne und edle Mädchen Zara den Unterschied ihrer socialen Stellung fühlen, wiewohl diese

Anstrengung sie eben so viel Mühe kostete, als ihre Amme darunter litt.

„Sie hat Recht! Sie hat Recht!“ sagte diese, „der Stolz ziemt ihr. Es ist billig, daß die Dienerin von ihrer Herrin gedemüthigt wird. Ich werde für meine Dienste bezahlt . . . . . aber nicht für meine Liebe,“ setzte sie stolz hinzu. „Es gibt kein Gold, das dafür zahlen kann, weder für die Sorge, womit ich über ihrer Kindheit gewacht habe, noch für die mehr als mütterliche Zärtlichkeit, welche mein Herz immer für sie empfunden hat. Sie hat ihre Nahrung aus dem Busen gezogen, den sie verwundete, damals als die Natur ihrer Mutter das süßeste Privilegium der Mutterschaft versagte! . . . . . Ich werde sie retten, ich werde sie vor sich selbst retten! Das unvorsichtige Mädchen wird mich tadeln können, aber die Frau von Miran-Hafaz wird mich lieben und mir danken!“

Als sie sich der Abtei näherten, stießen Ellen und ihr Gefährte auf einen der Diener sammt Joe Beans, dem Knechte des Farmers Ashton, demselben, der Henry bei jener Schnepfenjagd begleitet hatte, deren Preis die Lectionen von Doctor Orme gewesen waren.

„O! Master Harry,“ rief der Bauer, „wie froh bin ich, Sie gefunden zu haben; es gehen traurige Dinge zu Hause vor.“

„Ist mein Oheim krank?“

„Nein; ich glaube, er ist mehr betrübt als krank. Die Frau thut nichts als weinen, und der Herr ist blaß und ganz niedergeschlagen. Noch nie habe ich sie so traurig gesehen, als da der Sohn von

dem Anwalt Impei ihnen sagte, er habe den Nachen an der Spitze von Carrow umschlagen sehen."

„Was ist denn geschehen?" rief der junge Mann ungeduldig.

„Das kann ich Dir nicht sagen, Master Harry, wenn es nicht etwa ein Brief ist, der aus der Fremde kam. Dick Mayer, der Briefträger, hat gesagt, er komme aus Indien. Der Farmer hat mich sogleich abgeschickt, Dich nach Haus zu holen, Master Harry. Ich habe die alte Stute genommen und den Poney für Dich."

„Ein Brief von Indien, was bedeutet das?" Der erste Gedanke des Jünglings war an seinen Vater, der seit so vielen Jahren kein Lebenszeichen von sich gegeben hatte. War es möglich, daß er endlich dieses geheimnißvolle Stillschweigen gebrochen hatte?

Da Joe die Pferde der Sorge des alten Martin überlassen hatte, so mußte man nach der Abtei zurückkehren, ehe man sich nach der Farm begab. Henry Ashton brachte also seine Begleiterin zu Sir William zurück, der sie auf dem Rasenplatz erwartete.

„Keine Entschuldigung, mein junger Freund," sagte der Baronet, als der Jüngling ihm Ellen zuführte. „Ich begreife Ihre Ungeduld. Erinnern Sie sich, daß, wenn Etwas vorgefallen ist, mein Beistand Ihnen von Nutzen sein kann; ich Sie bitte, denselben ungenirt in Anspruch zu nehmen. Ich hoffe, Sie morgen früh wieder zu sehen oder wenigstens Nachricht von Ihnen zu erhalten."

Henry antwortete eilig mit einigen Worten des Dankes, die nicht einmal nothwendig waren, denn

der Baronet kannte bereits sein Herz. Er unterließ nicht, beizufügen, das Erste, was er am nächsten Morgen thun würde, wäre ein Gang nach der Abtei.

Den Augenblick nachher galoppirte unser junger Freund die Allee hinab, gefolgt von dem treuen Joe, der Sorge trug, sich in respectvoller Entfernung hinter ihm zu halten, bis er über das Portierhäuschen hinaus war. Sein junger Herr hatte sich in seiner Achtung wunderbar erhoben, seitdem er denselben einem wahrhaften Baronet die Hand drücken sah.

Sir William Mowbray schaute Heinrich mit einem Interesse nach, das er sich kaum selbst erklären konnte, so schnell waren die Fortschritte, die jener in seiner Gunst gemacht hatte.

„Nun! Ellen," sprach er endlich, „kehren wir in das Haus zurück. Der Nachtthau fällt allmälig."

Das Mädchen folgte ihm stillschweigend. Hundertmal seit einer Viertelstunde hatte sie sich gefragt, welchen Einfluß wohl ein Brief aus Indien auf die Zukunft ihres Retters haben könnte.

Sie wußte bisher noch nicht, daß ein entarteter Vater ihn der Sorge des Pächters Ashton überlassen hatte.

Neuntes Kapitel.

Oberst Mowbray verließ die Soiree von Lord Yarmouth, ein Raub der bittersten Demüthigung. Wiewohl er arm und vergnügungssüchtig war, schätzte ihn die Welt als einen ehrlichen Mann. Er hatte den Stolz der Geburt, aber nicht die Ehre, welche der Schmuck des Adels sein muß. Wie viele Andere fürchtete er die Spöttereien der Welt mehr, als die Vorwürfe seines Gewissens. Dieses war seit langer Zeit zum Stillschweigen gebracht worden, oder wenn es manchmal seine Stimme noch vernehmen ließ, erstickte er es schnell in dem Wirbel einer unwürdigen Zerstreuung. Gleich seinem Bruder, dem Baronet, besaß er große Talente, welche, wenn sie richtig geleitet worden wären, ihm eine Stellung hätten gewähren können, sehr verschieden von der eines entdeckten Falschspielers, eines ruinirten Spielers, wozu ihn Laster und Thorheiten gebracht hatten.

Er wußte, daß es unnütz war, von Lord Yarmouth die Würfel, den verhängnißvollen Beweis seiner Schmach, zu fordern. Denn ein so leidenschaftlicher Liebhaber vom Spiel der Lord war, hatte er sich doch niemals dem Verdacht ausgesetzt, als nehme er zu irgend einem unehrenhaften Mittel seine Zuflucht, um das Gold seiner Freunde und Genossen zu gewinnen.

Der erste Gedanke des Obersts war also, sich nach dem Continent zu flüchten und daselbst seine Schmach in der Dunkelheit zu verbergen. Eine einzige Hoffnung hielt ihn zurück: Miran hatte ihm

gesagt, er könnte ihm nützlich sein. Allerdings hatten diese Worte seinen Stolz tief verletzt, aber sie versprachen ihm auch das Geheimniß, und er entschloß sich auf jeden Fall, das Resultat der Zusammenkunft vom nächsten Morgen abzuwarten.

Er zog auch in Erwägung, daß der Indier jung, ohne Welterfahrung wäre. Und dann sein Ruf als Schütze ohne Nebenbuhler. Vielleicht gelang es ihm, demselben zu imponiren. Der Spieler dachte wenig an die Kraft und Entschlossenheit des Mannes, mit welchem er zu thun hatte.

„Bah!" sprach er bei sich, „sein Muth verließ ihn sogleich, nachdem er mich entdeckt und die Würfel den Händen seines Wirths übergeben hatte. Er wird sie von ihm zurückfordern und seine Entschuldigung machen müssen, und damit ist die Sache dann abgethan. Weigert er sich, so werde ich Mittel finden, ihm Stillschweigen aufzuerlegen."

Ehe er sich niederlegte, versicherte er sich, daß seine Pistolen in gutem Stande waren.

Oberst Mowbray entschloß sich, die Angst, welche ihm am Herzen nagte, nicht durch einen allzu frühzeitigen Besuch im Hotel des jungen Indiers zu verrathen. Er fand sich also sehr spät am Morgen daselbst ein. Aber anstatt wie gewöhnlich in den Salon geführt zu werden, wurde er durch einen Diener in einen langen Corridor geführt, welchen Miran-Hafaz zu einer Schießstätte hatte einrichten lassen. Die Wände waren mit Trophäen aus zusammengesetzten Waffen aller Art geschmückt: von dem Damascener Säbel bis zu dem malerischen Helm und Schild des Mahratten-Häuptlings; von der

Mameluken-Lanze bis zu dem reich eingelegten indischen Carabiner, bis zu den Pistolen und der Jagdflinte, Meisterwerken der geschicktesten Waffenschmiede von Europa.

Zu seinem großen Mißvergnügen fand Ellens Oheim den jungen Indier beschäftigt, seine Geschicklichkeit mit dem Capitän Herbert und zwei oder drei andern Herren, deren Bekanntschaft er seit seiner Ankunft in England gemacht hatte, zu versuchen. Lord Yarmouth und General Bouchier waren Zuschauer; der Letztere sprach von Zeit zu Zeit hindostanisch mit dem Khan, der immer vorgab, kein Wort von einer andern Sprache zu verstehen. Ein schwaches Lächeln kräuselte die Lippen von Mirans Agenten, als Mowbray ankam.

Lord Yarmouth, der über die Affaire vom vergangenen Abend noch nicht ganz zufrieden gestellt war, hatte die Würfel in der Tasche mitgebracht. Er argwohnte, sie seien falsch und eine Erklärung unvermeidlich. Aber da er ein vorsichtiger Mann war und leidenschaftlich an dem Leben und seinen Freuden hing, wollte er sich mit einem so gewandten Duellisten wie der Oberst nicht überwerfen. Seine Miene war, wenn nicht herzlich, wenigstens artig. Für einen Mann von so viel Tact, wie Mowbray, wollte dieß so klar als möglich sagen: „ich suspendire mein Urtheil.“

„Sie haben ein merkwürdiges Schauspiel verloren, Mowbray,“ sagte der General, seine Worte mit einem Zeichen der Erkennung begleitend.

„Wie so?“ fragte der Spieler, bemüht, seine Verlegenheit zu verbergen.

„Unser Freund hier hat sechsmal nach einander Herz-As am Ende der Gallerie getroffen. Die Kugel ist nicht ein einziges Mal um eine Linie vom Centrum abgewichen."

Man steckte eine siebente Karte am Ende des Corridors auf, als Miran-Hafaz herzutrat, um seinen Besuch zu empfangen, was mit seiner gewöhnlichen Ruhe geschah. Einer seiner Diener hatte ihm eben eine geladene Pistole übergeben, welche er mit der Linken hielt; die Rechte bot er dem Oberst.

„Ich rühmte eben Ihre Geschicklichkeit gegen Mowbray," sagte General Bouchier; „er ist der Mann, um sie zu schätzen; denn ich versichere Sie, er hat keinen geringen Ruf als Schütze, obgleich er nothwendig durch den Ihrigen verdunkelt werden muß."

Der Indier lächelte; er las in den Augen seines Besuchers, daß eine seiner Berechnungen vernichtet worden war.

„Fertig!" rief Capitän Herbert, der die Karte aufgesteckt und sich auf eine gewisse Entfernung am untern Ende der Gallerie zurückgezogen hatte.

Ohne seine Waffe mit der Hand zu wechseln, hob Miran nachläßig dieselbe und gab Feuer. Dieser Act unterbrach die Bemerkung nicht, die er in diesem Augenblick machte, und er vollendete sie, ohne nur umzuschauen, ob er das Ziel getroffen habe, so sicher war er seines Erfolgs.

Die am andern Ende der Gallerie befindlichen jungen Leute brachen in die lauteste Bewunderung aus. Zum siebenten Mal hatte die Kugel genau den Mittelpunkt der Karte getroffen.

„Ganz außerordentlich!" sagte Capitän Herbert, die Karte seinem Oheim reichend. „Es würde mir leid thun," setzte er, dem geschickten Schützen zulächelnd, hinzu, „in einen Streit mit Ihnen zu gerathen."

„Warum?"

„Weil, mein junger Freund," antwortete General Bouchier für seinen Neffen, „in England ein Streit mit einem Duell endigt."

„Ich mißbillige das Duell," sprach Miran ernst.

„Allerdings," fügte Lord Yarmouth bei, „ist es, moralisch betrachtet, nicht zu rechtfertigen, aber die Gebräuche der Gesellschaft . . . . wir sind Alle Sclaven derselben."

„Weil wir es sein wollen. Für mich wäre, müßte ich nur eine Ausforderung annehmen oder ergehen lassen, eine Bedingung nothwendig."

„Und welche, mein trefflicher junger Freund?"

„Eine fleckenlose Ehre bei meinem Gegner. Ich könnte mich entschließen, ein Opfer zu bringen, niemals, die Functionen eines Henkers zu vollziehen."

„Eines Henkers!"

„Wie nennen Sie denn den Mann, welcher die letzten Urtheile der Gerechtigkeit gegen einen Verbrecher vollstreckt? . . . . Ich weiß, meine Vorstellungen müssen Ihnen sonderbar erscheinen," fuhr Miran fort, „aber das sind Vorurtheile, die wir in Indien haben. Ich wiederhole es, ich könnte keine Begegnung unter gleichen Bedingungen mit einem Mann haben, dessen Ehre nicht so unbefleckt wie die meinige wäre."

„Aber wenn man Sie öffentlich eine Memme

hieße?" sagte Lord Yarmouth, „was würden Sie thun?"

„Ich würde seine Schmach bekannt machen und dem ersten Mann von Ehre, der seine Anklage wiederholte, eine Kugel durch das Herz oder Gehirn jagen."

„Er könnte auch seine Hand gegen Sie erheben," bemerkte Capitän Herbert.

Die Augen des Indiers schleuderten fürchterliche Blitze, so daß Oberst Mowbray, der kein Wort von dieser Unterhaltung verlor, sich erbleichen fühlte.

„Ich würde ihm alle Glieder zerreißen!" rief er, „wenn der elende Paria mich mit seiner beschmutzten Hand zu berühren wagte! . . . . Aber während wir unwahrscheinliche Voraussetzungen machen," setzte Miran mit einer Ruhe hinzu, die in zu plötzlichem Widerspruch mit der eben vorangegangenen Hitze stand, um natürlich zu sein, „das Zwischenmahl, oder wie Sie in England es nennen, der Lunch erwartet uns, meine Herren. Ich will nur meine Hände von den Spuren unserer Morgenunterhaltung reinigen und Ihnen sogleich folgen."

Die beiden Hindu-Domestiken, welche sich in der Gallerie befanden, öffneten auf ein Zeichen ihres Herrn die Thüren und schritten ihren Gästen bis zum Speisesaal voran, wo sie eine mit allem Luxus des Orients servirte Tafel erwartete. Miran-Hafaz und Oberst Mowbray blieben allein zurück.

„Oberst Mowbray," sprach der Indier mit fürchterlichem Ernst, „es bleiben Ihnen nur einige Minuten zur Entscheidung, ob Sie unter meinen Gästen Platz nehmen wollen, oder ob ich Sie ihnen als einen erkannten Schelm erklären soll."

„Einen Schelm!“ wiederholte der verwirrte Spieler.

„Welchen andern Namen wollen Sie, daß ich einem Mann gebe, der das Geld eines Andern stiehlt? Ist er nicht ein Schelm, ein Dieb, ein verworfener, gemeiner und verächtlicher Schurke, den die Gesellschaft, trotz all ihrer Laster, aus ihrer Mitte verstößt? Ich glaube, diesen Ausdruck nicht unpassend angewendet zu haben.“

Der Weltmann, gewöhnlich so Herr über sich selbst, fühlte sich von der unerbittlichen Logik seines Gegenredners, der neben ihm nur ein Kind war, niedergeworfen.

„Ich bin unschuldig,“ stammelte er.

Miran wandte sich nach der Thüre.

„Folgen Sie mir,“ sagte er.

„Wohin?“

„In den Salon. Lord Yarmouth hat noch die Würfel. Man wird sie in Gegenwart Ihrer Freunde zerbrechen. Sind sie nicht falsch, so soll es keine noch so demüthige Entschuldigung geben, die ich Ihnen nicht anerbiete, keine Sühne, wozu ich nicht bereit bin, wegen des Unrechts meines Verdachtes .... Sie zögern. Noch Eines fehlte, ich sehe es, um Ihre Ehrlosigkeit vollständig zu machen .... eine Lüge, und Sie haben dieselbe ausgesprochen!“

Das Gesicht von Oberst Mowbray wurde tödtlich blaß. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß dieses vernichtende Wort sich ihm anheftete, ohne daß er den Flecken im Blute des Beleidigers abwaschen konnte. Und hier stand er, schuldig, entdeckt, gedemüthigt, selbst unter die Verachtung seines Anklägers erniedrigt.

„Schonen Sie mich," sagte er, „es ist das erste Mal, daß der Name, den ich trage, entehrt worden ist."

„Unter zwei Bedingungen."

„Reden Sie!"

„Die erste, daß Sie ein geschriebenes Geständniß der schmählichen und unehrenhaften Mittel, womit Sie mir große Summen abgewonnen haben, unterschreiben; die zweite, daß Sie sich verpflichten, mir bei dem Vorhaben beizustehen, um dessen willen ich nach England gekommen bin."

„Ein Bekenntniß!" stotterte Mowbray. „Ist mein Versprechen . . . ."

Ein höhnisches Lachen schnitt seine Worte kurz ab.

„Ihr Versprechen!" wiederholte Miran, „ich würde eher auf die Beständigkeit des Windes rechnen, als auf das Versprechen eines entdeckten Falschspielers. Sie müssen Wort für Wort die Geschichte Ihrer Schmach niederschreiben. Schreiben Sie es sich selbst zu, wenn dieß das einzige Pfand ist, worauf ich mich verlassen kann."

„Und das Vorhaben?"

„Schreiben Sie!" sagte Miran streng.

Einen Augenblick zögerte der Spieler, aber er sah den kalten und festen Blick seines harten Gebieters. Einen Schrei der Wuth und Kränkung erstickend, setzte er sich an einen Tisch und schrieb auf ein Blatt Papier das umständliche Geständniß seines Verbrechens. Als er geendet hatte, überreichte er dasselbe mit zitternder Hand dem jungen Mann, der es aufmerksam las. Es war so vollständig, als er wünschen konnte.

„Gut,“ sagte Miran, „aber ehe Sie unterzeichnen, bedarf es eines Zeugen.“

Er klatschte in die Hände, nach dem Gebrauch der Orientalen, wenn sie ihre Leute rufen wollen, und ein Diener trat ein, welchen er fragte, ob der Bankier angekommen sei. Die Antwort war bejahend und einige Augenblicke nachher führte derselbe Diener den berühmten Mr. Coutts, auf dessen Haus Miran einen unbeschränkten Credit hatte, in die Gallerie.

Miran dankte ihm dafür, daß er auf seine Bitte gewisse Urkunden und Papiere mitgebracht habe, welche der Bankier auf den Tisch legte; dann setzte er hinzu, um das Maaß seiner Verpflichtungen voll zu machen, müßte er eine Unterschrift von Oberst Mowbray bezeugen. Der Disconto-Mann willigte natürlich ein.

Nachdem er die Schrift mit einem Blatt Papier verdeckt hatte, bat er den Oberst mit der sanftesten Stimme, zu unterzeichnen. Seine Worte waren höflich und gewinnend, aber der Blick, der sie begleitete, eine gebieterische Aufforderung.

Der Spieler sah, daß es kein Mittel, zu entkommen, gab; er war vollständig in den Netzen des Sohnes der Begum gefangen. Mit einer gewaltsamen Anstrengung schrieb er seinen Namen und warf dann seine Feder ergrimmt hin. Der Bankier beglaubigte die Aechtheit der Unterschrift. Der Triumph Mirans war vollständig.

Er siegelte sorgfältig das Document in ein Couvert ein und übergab es den Händen von Mr. Coutts, mit der Bitte, es als ein geheiligtes Depositum zu

betrachten, indem er vorsichtshalber hinzusetzte, er dürfte es Niemand als ihm selbst, in Person, wieder zustellen, und niemals auf eine geschriebene Ordre, wer sie auch überreichen sollte.

Der Bankier verbeugte sich zum Zeichen der Beistimmung und man begab sich nach dem Speisesaal, wo die andern Gäste warteten.

Beim Hinausgehen aus der Gallerie flüsterte der Oberst seinem Wirth in's Ohr: „die Würfel."

„Seien Sie ruhig, ich werde sie zurückfordern," sagte Miran. „Nehmen Sie eine heitere Miene an, und kein Mensch wird deßhalb Verdacht haben: es wird Ihnen nicht schwerer fallen, denke ich," setzte er mit spöttischem Lächeln hinzu, „als bei der Ausplünderung eines Mannes, den Sie Ihren Freund nennen, zu lächeln."

Der Spieler biß sich in die Lippen und schwieg still.

Gegen das Ende des Lunch, während dessen der Wein in Menge floß, rief der Indier, als ob er sich eben erst des Zwecks erinnerte, zu welchem er seine Gäste eingeladen hatte:

„Apropos, meine Herren, wir haben unsere Wette mit dem Oberst Mowbray noch nicht in's Reine gebracht."

„Welche Wette?" fragten Einige.

„Ich habe gewettet, mit einem einzigen Pistolenschuß jeden der Würfel zu zerschmettern, womit wir gestern Abend gespielt haben," erwiderte Miran. „Ich glaube," setzte er mit einer anmuthigen Verbeugung gegen seinen Wirth vom gestrigen Abend hinzu, „daß Eure Herrlichkeit die Würfel haben?"

Lord Yarmouth zog sie aus der Tasche.

Miran sagte einige Worte auf Hindostanisch zu dem Khan, der mit einem bloßen Lächeln antwortete. Er nahm die Würfel und die Gesellschaft begab sich wieder nach der Gallerie.

Der junge Hindu, der gewöhnlich mit der Unterhaltung der Huka beauftragt war, wurde aufgeboten. Ohne die geringste Zögerung stellte er sich gerade vor die Zielscheibe, mit ausgestrecktem Arm einen der unglücklichen Würfel zwischen dem Zeigefinger und Daumen haltend. Sein Gebieter schoß dreimal und mit jedem Schuß zerschmetterte er einen der elfenbeinernen Cubi.

Die Eingeladenen wußten nicht, was sie mehr bewundern sollten, die Geschicklichkeit des Herrn oder die Unerschrockenheit des Dieners.

„Ich hoffe, Oberst, daß Sie sich für geschlagen halten?“ sagte Miran.

„Ganz und gar,“ antwortete der Spieler, der sich nicht enthalten konnte, insgeheim den Tact zu bewundern, womit der Indier ihn aus einer peinlichen Lage gerissen hatte, „und ich gebe Ihnen die Summe zurück, welche ich Ihnen gestern Abend abgewonnen habe.“

Mit diesen Worten reichte er Miran ein Packet Banknoten, das Product seines Betrugs. Miran konnte nicht umhin, sie anzunehmen, wiewohl er dieselben durch die Hände des Spitzbuben beschmutzt erachtete.

Die Besucher zogen sich nach einander zurück. Mowbray blieb bis zuletzt.

„Oberst!“ sagte der Sohn der Begum, ihm die

Banknoten zuwerfend, „meine Absicht ist nicht, Sie der Früchte Ihrer Industrie zu berauben. Behalten Sie den gemeinen Preis, für welchen Sie die Ehre und die Achtung vor sich selbst losgeschlagen haben! . . . . Nun, nun, zögern Sie nicht, Mann," setzte er im Tone vernichtender Verachtung hinzu, „ich bin gewohnt, freigebig zu zahlen."

„Und welchen Dienst muß ich Ihnen leisten?"

„Wenn Stunde und Gelegenheit kommt, werden Sie es erfahren. Adieu! Ich bediene mich Ihrer, aber ich schenke Ihnen mein Vertrauen nicht."

Sobald Miran allein war, begab er sich an das andere Ende der Gallerie und las die zerstreuten Bruchstücke der Würfel auf. Er untersuchte sie sorgfältig, als der Khan eintrat.

„Hat sich Ihr Verdacht bestätigt?" fragte dieser.

„Vollständig!" antwortete sein Gebieter, indem er ihm ein kleines, rundes, in das Elfenbein gebohrtes Loch zeigte, das noch ein Stückchen Blei enthielt; „die Würfel waren falsch!"

Zehntes Kapitel.

Bei der Ankunft auf dem Pachthof fand Henry Ashton die Farmerin, sich in ihrem großen Lehnsessel wiegend, eine Beute solcher Betrübniß, daß

sein liebendes Herz sogleich davon gerührt wurde. Sein Oheim schien ruhiger; aber sein Gesicht, wo gewöhnlich die Blumen der Gesundheit blühten, war sehr bleich. Der alte Farmer saß am Tische und hielt die Augen fest auf einen Brief gerichtet. Sein Neffe, der dieß Alles durch die offene Küchenthüre bemerkte (der Salon wurde nur an Sonn- und Festtagen benützt), sah, wie der Alte seine Brille abnahm, um die Gläser abzuwischen, welche durch seine Thränen getrübt waren.

„Hier! Master Harry," sagte Joe Beans mit leiser Stimme, „es ist ganz so, wie ich Dir gesagt habe. Was kann man von so weit her schreiben, um ehrliche Leute so unglücklich zu machen?"

Auf ein Zeichen des jungen Mannes zog Joe sich zurück.

„Oheim," sagte Henry, in die Küche tretend, „was ist geschehen?"

Bei dem Ton dieser Stimme nahm die Frau die Schürze von ihrem Gesicht und schlang, plötzlich aufstehend, die Arme um den Hals ihres Neffen.

„Harry!" rief sie schluchzend, „Du wirst uns nicht verlassen. Allerdings haben wir Dir das Leben nicht gegeben, aber der Farmer ist für Dich ein Vater gewesen, und ich weiß wohl," setzte sie mit einem neuen Ausbruch des Schmerzes hinzu, „daß mein armes Herz Dich gleich dem einer Mutter geliebt hat!"

„Sie verlassen!" wiederholte ihr Neffe. „Was bringt Sie auf einen solchen Gedanken? Warum sollte ich Sie verlassen?"

„Ich wüßte es gewiß nicht zu sagen . . . . Indien ist ein prächtiges Land, voll Gold, sagt man; aber Du wirst daselbst Niemand finden, der Dich mehr liebt, als der Farmer und ich . . . . Und was das Geld betrifft, so ist die Farm sammt allen dazu gehörigen Grundstücken, die ganze Frucht unserer Arbeit, dein, Harry, Alles dein!"

Als er sah, daß es unmöglich war, von seiner Tante die Erklärung dessen, was vorgefallen war, zu erlangen, weil ihr Schmerz bei der Vorstellung, ihren Neffen zu verlieren, jede andere Vorstellung verschlang, wandte Henry die Augen nach dem Brief, welchen Matthäus Ashton eben sammt seiner Brille auf den Tisch legte.

„Es ist ein Brief von Philipp," sagte der Alte.

„Von meinem Vater?"

„Er scheint sich auf einmal erinnert zu haben, daß er einen Sohn und Bruder hat. Er ist jetzt ein reicher Mann, scheint es. Wolle Gott, daß dieser Reichthum ehrlich gewonnen ist! Er schreibt, Du sollest zu ihm nach Indien kommen; er verspricht, aus Dir einen wahrhaften Edelmann zu machen, und . . . . Aber halt, lies, Harry, und urtheile selbst."

Mit zitternder Hand nahm der lang verlassene Sohn den Brief und las gierig jedes Wort. Er begann mit kalten Danksagungen gegen den Bruder, der so viele Jahre für seinen Neffen Sorge getragen hatte, und erklärte hernach, daß der Schreiber dieser Zeilen lange Zeit im Dienste eines indischen Fürsten gestanden sei; daß er, nachdem er ein Vermögen gesammelt, seinen Sohn zu sehen und in Indien zu

versorgen wünsche. Der Brief schloß mit einer glänzenden Beschreibung des Landes, das für die Unternehmungen eines feurigen, energischen Jünglings ein ungeheures Feld bot.

Eine Nachschrift setzte hinzu, eine Summe von fünfhundert Pfund sei bei Gebrüder Grant, Lombard-Street, zu Henry's Ausstattung und Reise deponirt und er brauche sich dort zu deren Erhebung nur zu stellen.

„Und das ist Alles!" sprach der junge Mann mit einem Seufzer. „Nicht eine Linie . . . . nicht ein Wort für mich?"

Frau Ashton warf einen flehenden Blick auf ihren Gatten, aber der Alte blieb seinem gefaßten Entschluß getreu. So groß auch seine Liebe zu seinem Neffen war, und so viel es ihn auch kosten mochte, er wollte ihn nicht täuschen. Ein zweiter Brief war angekommen; seine Frau hatte ihn gebeten, denselben zu unterschlagen; sie wußte, das stolze und gefühlvolle Herz ihres Harry würde sich gegen die augenscheinliche Vergeßlichkeit eines Vaters, der ein so langes Stillschweigen beobachtet hatte, empören.

„Harry," sagte sein Oheim, „es ist ein anderer Brief da."

„Für mich?"

„Für Dich!" antwortete er, ihm zugleich ein kleines, sorgfältig versiegeltes Packet überreichend. „Frau," setzte er hinzu, sich gegen seine alte Lebensgefährtin wendend, „wir haben unsere Pflicht gethan, und dieß ist ein Trost, selbst wenn unser Alter verlassen bleiben sollte, selbst wenn wir nur Fremde

hätten, um unsere grauen Haare in die Grube zu legen."

„Oheim! lieber Oheim!" sagte der Jüngling, ihm die Hand drückend, „nie wird ein Fremdling Sie auf den Kirchhof geleiten, ich müßte denn selbst zuerst dort ruhen. Sie können nicht glauben, daß ich Ihre Güte mit Undank vergelte."

„Güte!" rief die Frau; „Liebe war es, Harry, lauter Liebe. Der Farmer und ich beklagten uns oft, wenn wir das Getraide wachsen und das Vieh gedeihen sahen, daß wir kein Kind hätten, für das wir arbeiten und sparen. Du kamst zu uns, und seitdem haben wir nie mehr daran gedacht."

„Sie sind wahrhaftig Vater und Mutter für mich gewesen," erwiderte ihr Neffe, „und Sie haben das Recht, von mir Gehorsam und die Pflichten eines Sohnes zu erwarten. Seien Sie überzeugt, daß es nicht meines Vaters Reichthum ist, der mich veranlassen könnte, Sie zu verlassen, sondern die Hoffnung, mich ehrenvoll auszuzeichnen, einen Namen, eine Stellung in der Welt zu erlangen . . . . Ich würde besser thun," setzte er mit einem ungeduldigen Blick auf den Brief hinzu, „Alles dieß allein zu lesen."

Das Verlangen war so natürlich und das Benehmen Harry's so liebevoll, daß weder der Pächter noch seine Frau daran Etwas auszusetzen fanden. Sie wünschten ihm also gedrückten Herzens gute Nacht.

„Der Farmer ist reicher, als gewisse Leute glauben!" flüsterte die Frau Henry zu, als er ihre runzelige Wange küßte, „und Alles ist dein."

„Liebe ist kostbarer als Gold, Tante," erwiderte der junge Mann seufzend.

„Gut, Henry!" sagte sein Oheim, der die diplomatische geheime Mittheilung seiner bessern Hälfte wie die Antwort seines Adoptivsohnes gehört hatte; „gut, mein Junge! es würde mir schwer fallen, Dich mehr zu lieben, aber dieser Gedanke verdient meine Achtung."

Und als sein Neffe sich zurückgezogen hatte, setzte er hinzu:

„Etwas sagt mir, daß Harry, Alles recht betrachtet, uns nicht verlassen wird; er ist so gut und dankbar!"

„Du kennst ihn nicht, Matthäus!" bemerkte die Frau weinend.

„Ich kenne ihn nicht!" wiederholte ihr Gatte.

„Nein; Du hast ihn nicht studirt, wie ich gethan. Noch als Kind bezeugte er uns nie mehr Zärtlichkeit, als nachdem er uns beleidigt oder verletzt hatte."

„Er hat doch nicht gesagt, daß er gehen würde."

„Nein; auch nicht, daß er nicht gehen würde. Ach! hätte er es gesagt, mein Geist wäre ruhig. Matthäus! Matthäus! warum hast Du dem Kind den Brief seines Vaters gegeben?"

„Eben deßhalb, weil er von seinem Vater kommt. Es wäre traurig in unserem Alter, wenn wir dem armen Jungen nicht mehr in's Gesicht sehen könnten. Er hat uns nie getäuscht."

„Das ist wahr."

„Nun, Frau, trockne Deine Thränen . . . Henry

wird uns nur um so mehr lieben, wenn er sieht, daß wir der Achtung werth sind."

Nach diesen Worten gingen der würdige Farmer und seine Frau zu Bette; aber sie konnten nicht schlafen. Jedes von ihnen erwartete ängstlich die Entscheidung des Morgens.

Nie war ein Brief künstlicher geschrieben als derjenige, welchen Philipp Ashton nach so vielen Jahren der Vergessenheit an seinen Sohn richtete. Er führte darin alle Gründe an, welche fähig waren, einen Einfluß auf einen jungen, feurigen Geist auszuüben, der seine Energie nicht anwenden konnte und sich unthätig in der Einsamkeit verzehrte. Er versprach darin Vermögen, Stellung und die Mittel, sich auszuzeichnen; er setzte ihm endlich alle die Gelegenheiten aus einander, welche das verheerte Indien Abenteurern bot, Ehre und Reichthum zu gewinnen, und schloß mit einer glänzenden Schilderung des Landes. Aber die Worte der Liebe waren selten und kalt; es fand sich nichts von den Ergießungen eines väterlichen Herzens, von der Ungeduld, seinen Sohn zu umarmen . . . . und der arme Henry fühlte diese Unterlassung lebhaft.

„Mein Gott!" rief er, den Brief mit einem traurigen Seufzer aus der Hand gleiten lassend, „ist es möglich, daß Derjenige, der diese Zeilen geschrieben hat, mein Vater ist?"

Er las von Neuem, indem er bei jeder Redensart inne hielt, aber ohne etwas zu finden, was sein Herz befriedigte. Man versprach vielleicht zu viel für sein Fortkommen in der Welt, nichts für die Zärtlichkeit. Trotz seiner natürlichen Festigkeit ver-

goß der Jüngling Thränen und eine schmerzliche Ueberzeugung machte sich in ihm geltend.

„Man möchte glauben,“ murmelte er, „mein Vater habe irgend einen Plan auszuführen, sich meiner zu bedienen; deßhalb lade er mich ein, zu ihm nach Indien zu kommen, nicht um mir seine Liebe und seinen Segen zu geben.“

Es lag in dieser Muthmaßung mehr Wahrheit, als er dachte.

Indessen regte ihn dieser Brief lebhaft auf, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er ehrgeizig war und lange Zeit insgeheim die Dunkelheit beklagt hatte, wozu das Schicksal ihn zu bestimmen schien. Bald gedachte er, diese verspätete Einladung anzunehmen, bald, sie zurückzuweisen. Das Bild Ellens und die Hoffnung, Namen und Stellung, ihrer würdig, zu gewinnen, boten sich seiner Einbildungskraft dar. Hätte er glauben können, die Liebe, die in seinem Herzen brannte, würde erwidert, er hätte sich fähig gefühlt, jede Entbehrung zu ertragen, jeder Gefahr zu trotzen, mit der Möglichkeit, Ellen zu gewinnen; aber die traurige Aussicht auf eine langjährige Abwesenheit und darauf sich bei seiner Rückkehr vergessen zu sehen, erschütterte selbst seinen Entschluß.

„Seltsam,“ sprach er, „daß wir diesen Abend so viel von Indien gesprochen haben.“

Nach verschiedenen Entschließungen, eben so schnell aufgegeben, als gefaßt, entschied sich der Liebhaber von Miß de Vere, am Morgen Sir William Mowbray zu besuchen. Er hatte die höchste Meinung von der Klugheit und den Rathschlägen des Baronets

und fühlte, das Benehmen Ellens, wenn sie das ihm gemachte Anerbieten erführe, würde dazu dienen, die Empfindungen zu erproben, die sie für ihn nährte.

„Wenn das Flüstern meines Herzens Wahrheit redet," dachte er, „wenn ich wirklich von dem einzigen Wesen geliebt werde, das mich glücklich machen kann, so können alle Versprechungen meines Vaters sich verwirklichen, meine Anstrengungen und Hoffnungen werden einen Zweck haben. Wo nicht (und diese Voraussetzung erkältete plötzlich sein Blut zu Eis), so werde ich der Gefahren und der Aufregung bedürfen, um gegen die Bitterkeit meiner Täuschung anzukämpfen. Im einen wie im andern Fall glaube ich nach Indien gehen zu müssen."

Nach einer schlaflosen Nacht stand Henry Ashton früh auf. Der Pächter und seine Frau ließen noch nichts von sich hören. Er fürchtete, ihren stürmischen Bitten nachzugeben. Er eilte nach dem Stall und begann sein Pferd zu satteln, um zum Frühstück im Pfarrhause bei Doctor Orme zu sein und dann seinen Besuch in der Abtei zu machen.

Während er also beschäftigt war, erschien sein alter Camarade und Vertrauter, Joe Beans.

„Du bist ja früh aufgestanden, Master Harry," sagte er, nach Art eines Grußes an der flachsigen Haarlocke ziehend, welche ihm über die Stirne hereinhing.

„Ja, Joe; ich habe schlecht geschlafen und glaube, ein kleiner Ritt wird mir gut thun."

„Auch ich habe durchaus nicht geschlafen."

Henry schaute den ehrlichen Diener mit überraschter

Miene an. Es bedurfte mehr als einer Unverdaulichkeit, um Joe Beans wach zu halten.

„Bist Du krank?" fragte er.

„Tödtlich," antwortete Joe, mit seiner großen Hand sich die Brust reibend, „aber es ist keine Krankheit für Aerzte, denn mein Uebel sitzt hier. Du willst uns verlassen, Master Harry?"

„Euch verlassen? Wer hat Dir das gesagt?"

„Die Frau hat es gestern Abend dem Alten gesagt, Dein Vater rufe dich nach Indien; aber gehe nicht dahin, ich bitte Dich, Master Harry; das würde dem Alten das Herz zerreißen; und dann, was würden wir ohne Dich thun, der Pony und ich?"

Diese letzte Bemerkung entlockte dem Jüngling unwillkürlich ein Lächeln.

„Ich hätte bei dem Squire Harwey Feldhüter-Gehilfe werden können," fuhr er fort, „aber ich wollte die Farm nicht verlassen; gehst Du aber, so wird es geschehen."

„Warum?"

„Warum? Weil wir Buben mit einander gewesen sind; allerdings war ich der ältere, und Du bist immer gut gegen mich gewesen. So, gehst Du in die Fremde, so muß ich auch dahin gehen."

„Du?"

„Gewiß; haben wir nicht immer zusammen die wilde Ente gejagt und den Kaninchen im alten Gehäge Fallen gelegt? Was sollte ich hier thun, wenn Du fort bist?"

„Du vergissest Susanne, Joe."

Dieß war der Name eines hübschen Mädchens in der Nachbarschaft, welchem der arme Junge zugethan war.

„Nein, ich vergesse sie nicht," antwortete Joe Beans mit entschlossener Miene. „Susanne wird wohl warten, bis wir uns wieder sehen."

„Verlasse ich England," rief unser Held, von seiner Treue ergriffen, „so sollst Du mich begleiten."

„Gib mir Deine Hand zum Pfande."

Henry reichte ihm die Hand; und der Bauer hielt sie mit solcher Kraft fest, daß dessen Finger noch lang das Zeichen dieses ehrlichen Drucks bewahrten.

Eine Minute später galoppirte der Gegenstand so vieler Sorge und Treue auf der Straße hin, welche nach dem Pfarrhause führte.

Eilftes Kapitel.

Der würdige Rector von Carrow saß beim Frühstück, als sein Zögling ankam. Seit Henry die Abtei besuchte, hatte er ihn so selten gesehen, daß er allmälig befürchtete, vergessen zu sein. Er hatte selbst daran gedacht, ihm Vorwürfe zu machen: aber jede Empfindung des Zorns verschwand beim Anblick des

Jünglings, der, die Züge belebt von der eben gehabten Bewegung, in sein Zimmer trat und sich theilnehmend nach der Gesundheit seines Lehrers erkundigte. Es lag nichts Serviles in seinen Manieren; es waren die eines liebevollen Sohnes gegenüber von einem Vater; und in einem Sinn war Doctor Orme für ihn ein Vater gewesen, weil er ihn der Knechtschaft der Unwissenheit entrissen und ihm das Leben der Intelligenz gegeben hatte.

„Nun, Harry!“ sagte er lächelnd, „es freut mich, zu sehen, daß Du den Weg nach dem Pfarrhaus nicht vergessen hast.“

„Vergessen!“ wiederholte der Jüngling; „wäre ich auch blind, würde ich keines Führers bedürfen, ihn zu finden; mein Herz würde mir ihn zeigen. Ich wäre gestern Abend gekommen, aber die vorgerückte Stunde hat mich daran verhindert. Es ist etwas geschehen, wobei Ihr Rath . . . .“

„Ich weiß . . . . ich weiß!“

„Sie wissen?“

„Allerdings. Dieselbe Schwierigkeit hat sich auch bei mir indessen eingestellt; aber frühstücke, wir wollen die Sache in der Bibliothek besprechen.“

Henry Ashton war vollkommen mysticirt. Er konnte nicht begreifen, wie sein trefflicher Freund den Inhalt eines Briefes wissen konnte, der ihn keinen Augenblick verlassen hatte.

„Er muß den Farmer gesehen haben,“ sagte er bei sich.

„Haben Sie einen Besuch von meinem Oheim gehabt?“ setzte er dann laut hinzu.

„Von Deinem Oheim!“ erwiderte der Rector

überrascht. „Nein, Harry . . . . Es sind viele Wochen, daß ich kein Wort mit dem würdigen Mann gewechselt habe. Warum diese Frage?"

„Ich dachte, er hätte mit Ihnen von meiner Verlegenheit gesprochen."

Doctor Orme schien nun seinerseits verwirrt. Er hatte kürzlich mit seinem Zögling die Fragmente von den Wolken des Aristophanes gelesen und bildete sich ein, der Jüngling sei gekommen, ihn wegen einer jener schwierigen Stellen um Rath zu fragen, auf welche der Gelehrte auf jeder Seite dieses Dichters stößt.

„Matthäus Ashton mit mir von Deiner Schwierigkeit sprechen!" rief er. „Du scherzest, Harry. Ich zweifle, ob der würdige Farmer sich auch nur des Namens unseres Autors erinnern könnte."

Der Jüngling erkannte den Irrthum des Lehrers, aber er beschloß, den wirklichen Grund seines Besuchs nicht vor dem Ende des Mahls, das zum Glück für seine Ungeduld bald aus war, zur Sprache zu bringen.

„Hast Du das Buch mitgebracht?" fragte der Rector, sobald sie in der Bibliothek saßen.

„Das Blatt, welches ich Ihnen bringe, ist das Werk eines Lebenden, nicht eines Todten. Es ist ein Brief von meinem Vater."

Doctor Orme war seit so vielen Jahren Henry als seinen Sohn zu betrachten gewöhnt, daß er beinahe vergessen hatte, der Jüngling habe andere Eltern als den Farmer und ihn, welche beide ihn von Herzen adoptirt hatten.

„Von Deinem Vater!“ wiederholte er langsam.

„Lesen Sie ihn, theurer Sir, lesen Sie ihn und dann rathen Sie mir. Sie werden Alles darin finden, was im Stande ist, meinen Ehrgeiz zu erregen; welches ungeheure Feld er der unruhigen Energie eines seiner Unthätigkeit müden Herzens verspricht . . . . und ach! die Abwesenheit jedes Zeugnisses aufrichtiger Liebe!“

Der Rector las den Brief mehrmals, ehe er ihn Henry zurückgab. Die Bücher waren nicht ausschließlich der Gegenstand seiner Studien gewesen; er hatte in seiner Jugend viele Reisen gemacht, er hatte die Welt gesehen und das am schwersten verständlichste aller Blätter, das heißt das menschliche Herz, gelesen. So kam es, daß der gänzliche Mangel von Gefühl in dem Brief eines lang abwesenden Vaters an seinen Sohn ihn überraschte und mißfällig anregte.

„Harry,“ sagte er nach einer augenblicklichen Pause, „wie die meisten Menschen, die lange Zeit vom thätigen Leben zurückgezogen lebten, bin ich ein wenig Egoist geworden; aber ich denke nicht, daß ich meinen Wünschen und Empfindungen gestatten würde, einer positiven Pflicht ein Hinderniß in den Weg zu legen. Enthielte dieser Brief ein einziges Wort der Liebe, eine einzige Ergießung eines väterlichen Herzens, so würde ich sagen: gehe, selbst wenn das Loos, das man Dir böte, ärmlich und dunkel wäre, aber hier zaudere ich.“

„Sie vergessen, daß mein Vater mich seit meiner Kindheit nicht gesehen hat.“

„Nein, ich vergesse es nicht. Ich vergesse es eben so wenig, daß er in sechzehn Jahren nicht ein einziges Mal sich nach Dir erkundigt hat. Es bedarf etwas mehr, als des Bandes, das Euch vereinigt, um dieses verspätete Interesse an Dir zu erklären."

„Er ist Soldat," sagte Henry, „der sich selbst, wenn es möglich wäre, den kalten Ton jenes Briefes verbergen wollte.

„Der Flaum, welcher die Brust des Geiers bedeckt, ist eben so weich gegen seine noch nackten Jungen, wie derjenige der Waldtaube. Aber es ist nicht seine Kälte, die mich am meisten überrascht hat."

„Was denn?"

„Seine Hinterlist, verzeihe mir diesen Ausdruck. Der Verfasser des Briefs hat Alles vorgebracht, was den Ehrgeiz eines feurigen Geistes, eines Träumers, wie Du bist, erregen kann. Man möchte sich einbilden, Du seist ein Werkzeug, dessen er sich bedienen will, und nicht ein Sohn, den er in seine Arme zu schließen wünscht."

Henry seufzte; er konnte die Wahrheit dieser Bemerkung nicht leugnen.

„Das ist das Erste," fuhr der Rector fort, „was mich beunruhigt. Das Zweite, daß Dein Vater Dir in einer Sprache schreibt, welche er Dir verständlich zu glauben keinen Grund hat, er müßte Dich denn gesehen haben."

„Unmöglich . . . . er ist in Indien."

„Oder er müßte Nachricht von Dir erhalten haben."

„Ich habe ihm niemals eine Linie geschrieben,

und selbst noch gestern war ich seines Daseins nicht einmal gewiß."

„Sei überzeugt, mein liebes Kind, daß er einen Freund beauftragt hat, Erkundigung über Dich einzuziehen, und der Bericht Dir günstig gewesen ist. Warum sollte er voraussetzen, Dein Oheim, so gut und edel er ist, habe Dir eine Erziehung gegeben, die seiner eigenen so überlegen ist?"

Der Jüngling wurde von dieser Bemerkung, die ihm viel zu denken gab, lebhaft ergriffen.

„Bist Du überzeugt," nahm Doctor Orme wieder das Wort, „daß diese Aufforderung, nach Indien zu reisen, wirklich von Deinem Vater ausgeht?"

„Ich könnte darauf schwören!" rief sein Zögling. „Ich habe nur einen einzigen Brief von ihm gesehen, den, worin er mich der Sorge seines Bruders empfahl. Ich habe ihn oft wieder gelesen; es ist kein Wort, kein Schriftzeichen darin, das nicht unauslöschlich meinem Gedächtniß eingeprägt wäre. Wer sonst sollte überdieß an meinem Loose Theil nehmen?"

Der Doctor schwieg still.

„Wahr," sagte er endlich mit nachdenklicher Miene. „Doch begreife ich nichts davon . . . . Du kennst das Anerbieten Deines Vaters," setzte er hinzu; „jetzt, Harry, höre das meinige. Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich reich und ohne Kinder bin. Das Einkommen meiner Pfarrei ist mir vollkommen gleichgültig. Du hast Talente, welche die Zierde der Kirche oder jeder andern Laufbahn, für welche Du Dich entscheidest, machen würden. Was sagst Du davon, nach Oxford zu gehen? Ich würde

mich nur allzu glücklich schätzen, meinen Functionen zu entsagen und zu Deinen Gunsten auf meine Pfründe zu verzichten."

„Was sagen Sie?" erwiderte der Jüngling, von dem edlen Anerbieten des Rectors überrascht und tief gerührt. „O! nie! nie! Ihre nachsichtige Güte hat Sie für meine zahlreichen Mängel verblendet; ich bin nur zu den Kämpfen der Welt gut; ich würde mich in der Unthätigkeit gleich einem in einen unfruchtbaren Boden versetzten Baum verzehren. Ich wage Ihnen meine ganze Schwäche, meine ganze Thorheit nicht zu gestehen; aber die heiligen Functionen, welche Sie durch Ihr Leben und Ihre Tugenden schmücken, ich würde sie durch eitles Bedauern und durch die Kämpfe, welche ich gegen meine Leidenschaften zu bestehen hätte, entweihen. Nein, das ist unmöglich!"

Diese Worte wurden mit solcher Festigkeit gesprochen, daß der Rector die Nutzlosigkeit weiteren Drängens einsah.

„Du bist also entschlossen, nach Indien abzureisen?" sagte er.

„Das wird sich in wenigen Stunden entscheiden, die mich entweder zum Glücklichsten oder Unglücklichsten der Menschen machen."

„Ich verstehe Dich kaum."

„Ich verstehe selbst mich kaum; seit einigen Tagen ist mein Herz ein Feuer. Verzeihen Sie mir, ich bitte; aber wie ein eigensinniges Kind bin ich taub gegen Alles, was mir nicht von Hoffnung redet."

Bei diesen Worten führte Henry respectvoll die

Hand von Doctor Orme an seine Lippen und verließ die Bibliothek. Ehe der würdige Rector sich von seinem Erstaunen erholt hatte, sah er den Jüngling über die Gemeindewiese der Abtei zugaloppiren.

„Er ist närrisch!“ rief er, „ganz närrisch!“

„Sie würden ihn noch mehr nennen, wenn Sie Alles wüßten!“ sagte seine Haushälterin, welche beim Eintritt in das Zimmer diesen Ausruf gehört hatte.

„Wenn ich was wüßte?“ fragte der Rector ungestüm.

„Daß Mr. Harry, seitdem er die Abtei sah, verliebt geworden ist.“

„Bah! Bah! Seien Sie überzeugt, daß er keine solche Lächerlichkeit begangen hat . . . . . Verliebt! In wen könnte er in der Abtei sich verlieben? Meine achtbare Bekannte, Mrs. Jarmy, ist alt genug, um seine Großmutter . . . . seine Urgroßmutter sogar zu sein, glaube ich.“

„In Miß Ellen, Sir,“ antwortete die Frau mit boshaftem Lächeln.

Der Rector schaute mit großen Augen die Haushälterin an.

„Mrs. Jarmy hat gestern im Pfarrhause Thee getrunken,“ fuhr sie mit geheimnißvollem Ton fort.

„Wirklich?“

„Und sie sagt, das ganze Haus habe bemerkt, wie sie die Gesellschaft von einander aufsuchen.“

„Ah!“

„Sie reiten mit einander spazieren.“

„Harry ist ein vortrefflicher Reiter.“

„Und schweifen mit einander im Park herum.“

„Das ist sehr natürlich für ihr Alter.“

„Und Miß Ellen ist ganz traurig, wenn Mr. Harry einen Morgen vorübergehen läßt, ohne zu kommen.“

„Mrs. Page, Sie werden mich sehr verpflichten, wenn Sie unterlassen, ähnliche Thorheiten zu wiederholen.“

„Gewiß, Sir.“

„Miß de Vere ist noch ein Kind, Harry auch. Es ist albern, anzunehmen, daß sie sich dergleichen Ideen in den Kopf gesetzt haben. Gehen Sie! Sie haben mich mit Ihrem Gewäsch geärgert. Ich habe ganz vergessen, was ich zu meinem Diner bestellen wollte. Ich werde Ihnen sogleich klingeln.“

Die beleidigte Haushälterin, die sich wie die meisten Diener von Hagestolzen für eine Person von Wichtigkeit hielt, ging geräuschvoll ab.

„Arme Kinder!“ murmelte Doctor Orme, sobald er allein war, „arme Kinder! Das erklärt Alles. Sie sind bemitleidenswerth. Sir William und ich sind allein zu tadeln; wir hätten diese Liebe vorhersehen sollen!“

Kurze Zeit nachher nahm der würdige Rector Hut und Stock und verließ das Haus, sogar ohne sein Diner zu bestellen, ein so außerordentlicher Umstand, daß er Mrs. Page in ihrem Verdacht bestärkte.

Zwölftes Kapitel.

Ellen de Vere erwartete ängstlich den Besuch ihres Retters. Ohne recht zu wissen warum, fürchtete sie, der aus der Fremde gekommene Brief würde von schlimmer Vorbedeutung für ihren Freund sein.

Die Frauen haben gewöhnlich eine intuitive Auffassungsgabe für das Uebel, wenn es denen droht, für welche sie sich interessiren.

Zara beobachtete aufmerksam Ellen. Sie wußte von Joe's Ankunft und den Vermuthungen der Domestiken über seine Botschaft. Ellen konnte vor den Augen ihrer Amme, die seit ihrer Kindheit gewohnt war, Alles in ihrem Gesicht zu lesen, die Besorgnisse, die sie bewegten, nicht verbergen, und diese war mehr als je von der Liebe, welche zwischen dem jungen Paar existirte, überzeugt.

Als nun ihre junge Gebieterin, beinahe unmittelbar nach dem Frühstück mit ihrem Oheim in der Bibliothek, sich nach dem Salon zurückzog, folgte ihr die Aya vorsichtig und verbarg sich hinter einem der schweren Sammt-Vorhänge, welche die Fenster schmückten, bereit, Alles zu behorchen, was gesprochen würde.

In diesem Zimmer machte Henry Ashton der Waise gewöhnlich seinen Morgenbesuch.

Er ließ nicht lang auf sich warten. Aber trotz des feinen Gehörs der Lauscherin erkannte Ellen, von dem Instinct der Liebe beseelt, vor ihr den Schritt ihres Retters auf den Stufen der Vortreppe.

„Sie liebt ihn!“ sagte sich die Amme, „ihr Herz hört ihn von fern!“

Den nächsten Augenblick trat der junge Farmer in das Zimmer.

„Guten Morgen, Miß de Vere,“ sagte er, „ich bringe eine traurige Botschaft in die Abtei.“

„Eine traurige Botschaft?“ stammelte Ellen.

„Traurig für mich wenigstens,“ fuhr der junge Mann fort, sie mit leidenschaftlicher Bewunderung anschauend, „für mich, der ich das Vergnügen so süßer Beziehungen bis zu dem Grade gekostet habe, daß ich die Existenz einer Welt außer Carrow beinahe vergaß. Ich fürchte, dieser Besuch wird der letzte sein.“

Die Waise erblaßte und schlug die Augen nieder; sie wagte nicht zu sprechen.

„Ich habe einen Brief von meinem Vater erhalten, der in Indien ist.“

„Und er will, daß Sie zu ihm kommen, Henry . . . Verzeihung, ich wollte sagen Mr. Ashton? Sie haben vielleicht Recht; Sie haben Energie und Talente, welche in der Welt Glück machen müssen. Ich bin überzeugt, ich glaube fest, daß Sie darin glücklich sein können . . . . sehr glücklich!“

„Glücklich!“ wiederholte er traurig. „Läsen Sie in meinem Herzen, so würden Sie nicht so bittern Scherz mit mir treiben. Glücklich in der Welt! Ich könnte in ihrer harten Schule und ihren peinlichen Kämpfen die Vergessenheit finden, die Ruhe, die dem Sturm folgt, wenn seine Wuth sich gelegt hat, den Tod, aber niemals das Glück!“

Ellen erhob die Augen.

„Warum nicht?“

„Weil ich es so hoch hinaufgerückt habe, daß es wahnsinnig wäre, die Erreichung desselben zu versuchen; ich liebe! Verachten Sie mich, jagen Sie mich von Ihnen, wenn Sie wollen! —“ und Henry warf sich auf die Kniee; „aber zuvor hören Sie mich! Es ist das erste und letzte Mal, daß ich Sie beleidige. Trotz der Verschiedenheit des Rangs, der uns trennt, trotz meiner Unwürdigkeit und Ihrer Verdienste habe ich gewagt, Sie zu lieben! Von dem ersten Augenblick, da ich Sie sah, ist Ihr Bild nicht mehr aus meinem Gedächtniß gewichen. Es war das Erste, das jemals einen Eindruck auf mich gemacht hat; es wird auch das Letzte sein!“

„Henry!“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen; aber ehe Sie mir gebieten, Sie zu verlassen, ehe Sie mich in die Verzweiflung verstoßen, sagen Sie mir aus Mitleid, daß Sie mir verzeihen, daß ich wenigstens diesen Trost in das fremde Land mitnehme! Ihre Verachtung würde mich tödten!“

„Meine Verachtung!“ wiederholte Ellen, deren Hals und Gesicht sich mit einer lebhaften Röthe bedeckten. „O! Henry, wie wenig kennen Sie meinen Character! Wie schlecht verstanden Sie, meine Dankbarkeit, meine Achtung . . . . meine Liebe zu lesen!“ setzte sie, sich plötzlich mit Entschlossenheit waffnend, hinzu, indem sie dem Liebenden zu ihren Knieen die Hand reichte. „Warum sollte ich es vor meinem eigenen Herzen verhehlen? Ich bin nur ein Kind, Henry, in Bezug auf die Gebräuche der Welt und

vielleicht werden wir viel Schwierigkeiten und Prüfungen durchzumachen haben; aber meine Liebe wird stärker sein, und wenn das Schicksal Ihnen meine Hand versagt, so soll sie auch keinem Andern gehören!"

Die Aya lächelte bitter, als sie diese Erklärung ihrer Gebieterin hörte.

„Wir wollen sehen!" sprach sie bei sich, „wir wollen sehen!"

Aber welche Worte könnten die Freude, das Entzücken Henry Ashtons malen, als er das schöne, erröthende Mädchen betrachtete, das seine Liebe zu ihm so offen bekannt hatte? In den Ergießungen seiner Dankbarkeit hätte er ihr die Füße geküßt. Er befand sich in der Trunkenheit des ersten Liebestaumels, und der Zauber war vollständig.

„Ellen! Süße Ellen!" rief er, sie mit jener unermeßlichen Zärtlichkeit betrachtend, welche wir in der Liebe, die aus der Seele kommt, empfinden; „wie soll ich Ihnen meine Dankbarkeit, meine Freude ausdrücken? Alle Bestrebungen meines Lebens werden Ihnen geheiligt sein, alle Schläge meines Herzens werden hinfort kein anderes Ziel mehr haben, als Ihr Glück. Meine Sorgfalt wird allen Ihren Wünschen zuvorkommen! Mein Leben selbst werde ich nur als ein Geschenk von Ihnen betrachten; denn Sie verleihen ihm erst seinen ganzen Werth."

Einige Augenblicke überließen sich die jungen Liebenden, welche mit dem Vertrauen ihres Alters in die Zukunft schauten, jenen köstlichen Erregungen, welche die Herzen zum Schlagen bringen, wenn sie sich zum ersten Mal geliebt fühlen; jenen Erregungen,

die wir nur einmal im Leben empfinden, und die so lebhaft sind, daß ihre Wiederholung uns tödten würde.

„Sehen Sie meinen Onkel nicht?" fragte endlich die Waise mit schwacher Stimme. „Er ist so gut und edel! . . . . Es darf nichts vor ihm verborgen bleiben, Henry. Ich bin überzeugt, er wird unserer Liebe nicht entgegen sein!"

Zara dachte verschieden. Sie konnte jedoch nicht umhin, anzuerkennen, daß die Liebenden ein edles Paar bildeten. Die Natur schien sie für einander bestimmt zu haben.

Henry antwortete, daß er zuerst nach London gehen müßte.

„Nach London?" fragte Ellen überrascht.

„Ja, meine Freundin! Dem Briefe meines Vaters zufolge kann seine Stellung in Indien nicht dunkel sein. Sein Agent wird mir wahrscheinlich mittheilen, was ich so sehr zu wissen verlange. Vielleicht erhalte ich eine Nachweisung, einige Hoffnung für die Zukunft, wodurch Sir William sich mit der Idee unserer Liebe aussöhnen würde!"

Hierauf verließen sie sich; Henry, um nach dem Pachthof zurückzukehren und daselbst die Herzen seiner würdigen Bewohner durch die Kunde zu erfreuen, daß er in England bleiben würde; Ellen, um ihre Blumen zu pflegen.

„Ihren Oheim mit der Idee dieser Heirath aussöhnen!" sprach die Amme, sobald sie allein war. „Ei! was macht der tiefsinnige Baronet, wenn der feurige Nebenbuhler Miran-Hafaz sich dagegen setzt! Eitle Träume alles Das!"

Bei seiner Ankunft auf der Farm fand Henry Matthäus und dessen würdige Frau in die tiefste Niedergeschlagenheit versenkt. Daraus, daß er sich entfernt hatte, ohne ihr Aufstehen abzuwarten, hatten sie den Schluß gezogen, er sei entschlossen, abzureisen und nur seine Liebe zu ihnen lasse ihn noch zögern, diese betrübende Botschaft ihnen mitzutheilen.

„Ah! Henry!" rief die Frau, „da bist Du, Kind!"

Sein Oheim bot ihm ruhig die Hand.

„Also Du willst uns verlassen, mein Junge?" sagte er.

„Nein; ich habe es überlegt und meinen Entschluß gefaßt. Ich werde die verspätete Einladung meines Vaters nicht annehmen."

Die Alte fuhr schnell auf.

„Habe ich recht gehört?" rief der Farmer.

Sein Neffe antwortete nur mit einem Lächeln.

„Gott segne Dich, Harry! Gott segne Dich!" sagte seine Tante. „Ich habe immer behauptet, daß Du ein gutes Herz hast und Deine alten Freunde nicht einsam sterben lassen würdest! Nicht wahr, Matthäus?"

„Du wirst es nicht bereuen, Harry," sagte sein Oheim. „Die Farm ist ganz dein, und wenn Matthäus Ashton stirbt, wird sein Erbe vielleicht im Stande sein, den Kopf hoch unter denen, welche über uns sind, zu tragen."

„Möge dieser Tag noch fern sein!" sagte der junge Mann, ihm die Hand drückend, „aber ich muß Sie auf einige Tage verlassen."

„Auf einige Tage!“ rief seine Tante unruhig.

„Ja!“

„Wohin gehst Du, mein Junge?“ fragte der Farmer.

„Nach London, um den Agenten meines Vaters zu sehen. Ich kann vielleicht von ihm einige Nachweisungen erhalten über seine Stellung, sein Vermögen und seine Hoffnungen! Es ist seltsam,“ setzte er nachdenklich hinzu, „daß er niemals meine Mutter, selbst gegen Sie, genannt hat!“

„Niemals!“ sagte der Alte.

Es wurde schließlich ausgemacht, daß unser Held am andern Morgen in Begleitung von Joe Beans nach der Hauptstadt abreisen sollte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Bank von Gebrüder Grant und Comp. lag in dem regsamsten Theile der Lombard-Street. Es war einer jener düstern Tempel, wo der Mammon sich gern einschließt. Das Aeußere war seit Jahren nicht mehr überworfen worden und die massiven eisernen Läden mit ehrwürdigem Rost überzogen. Das Haus hatte viel Aehnlichkeit mit einem Ort, wo man Geld gewinnt, so schwarz und finster war

es. Wenn Morgens zufällig ein Sonnenstrahl durch die engen Gitter und staubigen Fenster drang, so zog er sich eiligst wieder zurück, wie ein ungelegener, durch die Kälte des ihm zu Theil gewordenen Empfangs erstarrter Gast.

Diese Beschreibung zeigt den Lesern, daß die Compagnie keinen Luxus zur Schau stellte. Die Thüren drehten sich träge in ihren Angeln, um den vergleichungsweise wenigen Personen den Eintritt zu gestatten, welche des Tags die Schwelle überschritten; und doch wurden jährlich daselbst für Millionen Geschäfte gemacht; denn Sir James war der Agent und Correspondent der größten Handelshäuser in Indien. Sein Name war auf der Börse verehrt, und seine Unterschrift galt für baar Geld, gleich einer Note der Bank von England.

Der erste Besuch, den Henry Ashton am Morgen nach seiner Ankunft in London machte, galt der Bank von Sir James Grant. Er hatte kaum einen Grund für seine Hoffnungen, und doch hielt er sich für überzeugt, etwas Bestimmtes in Bezug auf seinen Vater zu erfahren. Das Vage und Ungewisse quälte ihn. Bei seinem Eintritt in das düstere Haus, das wir zu beschreiben versucht haben, in Begleitung des treuen Joe Beans, der die Vorschrift der guten Farmerin, über die Sicherheit ihres Adoptivsohnes zu wachen, nicht vergessen hatte, bemerkte er ein halb Dutzend Commis mit grauem Haupte, respectabler Miene, gerade beschäftigt, ihre Hauptbücher in die Hand zu nehmen. Einer der weniger Bejahrten ließ sich herab, langsam von seinem Schemel aufzustehen und sich nach dem Schreibtisch zu wenden,

nachdem er beinahe fünf Minuten stehen geblieben war, sich umzuschauen.

„Herr Gott! Master Harry!" flüsterte Joe, „ist das die Bank?"

Henry machte ein bejahendes Zeichen.

„Nun!" sprach sein Begleiter weiter, „das ist ein Ort tödtlicher Traurigkeit. Ich machte mich darauf gefaßt, mehr Gold zu sehen, als ich davon tragen könnte, und da gibt es nichts als Staub und Spinnengewebe!"

Inzwischen hatte der Commis den ungeheuren Mahagoni-Schreibtisch erreicht, über welchen jedes Jahr so enorme Summen gingen, und fragte höflich, was den Herren gefällig wäre.

„Gefällig?" wiederholte Joe mit lautem Lachen, „das ist ein seltsamer Ort zur Gefälligkeit."

Das muntere Gelächter des ehrlichen Bauern weckte die Echo's des alten Hauses und die andern Commis erhoben den Kopf mit einer Miene stiller Ueberraschung.

Es mußte wenigstens ein Mann von einer Million Pfund Sterling sein, um sich bei Sir James eine solche Freiheit herauszunehmen.

„Still!" flüsterte Henry, der auf den ersten Blick sah, daß die Fröhlichkeit seines Gefährten am unrechten Ort war; denn das Gesicht des Commis, der das Wort an ihn gerichtet hatte, war außerordentlich ernst.

„Gut, Master Harry," sagte Joe, „gut!"

„Könnte ich Sir James sehen?" fragte unser Held.

„Sir James sehen?“ wiederholte der Commis erstaunt.

„Gewiß. Hier ist wohl, glaube ich, sein Bankhaus.“

„Ja ... das heißt ... aber der Chef des Hauses ist nicht immer für die Fremden sichtbar. Mr. Snapgull,“ setzte der Commis, zu dem Aeltesten in ihrer Mitte gewendet, mit mehr Respect hinzu, als er irgend Jemand unter dem Rang eines Directors der Ostindischen Compagnie bezeigt hätte — „hier ist ein junger Gentleman, welcher Sir James Grant zu sehen begehrt.“

Die würdige Person, welche auf den Namen Snapgull antwortete, erhob die Augen rasch von ihrem Journal, worin sie aufmerksam die Börsenseite las, und ließ sich herab, den Besucher zu prüfen. Er schaute ihn mit so argwöhnischer Miene an, als hätte es sich darum gehandelt, eine von einem Unbekannten präsentirte Banknote zu verificiren.

„Welches ist sein Name?“ fragte Mr. Snapgull.

„Ihr Name, Sir?“ wiederholte der jüngere Commis mit höflicherem Ton, als sein Oberer.

„Henry Ashton.“

Der junge Commis wiederholte ihn dem Senior.

„Seine Karte!“

Henry gab sie.

Mr. Snapgull klingelte, gab die Karte dem eintretenden Lakaien mit der Anweisung, sie dem Chef des Hauses zu überreichen. Dann nahm er, ohne einen zweiten Blick auf ein Individuum zu werfen, das in der Finanzwelt so unbedeutend war, wie

unser Held, ruhig die Lectüre seines Journals wieder auf.

Nach einigen Minuten kam der Lakai wieder und führte Henry in die Gegenwart des großen Mannes. Joe Beans folgte ihm, trotz des unwilligen Blicks, welchen ihm der Diener zuwarf.

Das Gemach, wohin unsere jungen Leute drangen, war noch düsterer, als das erste Bureau. Alles, von den Tapeten bis zu den Vorhängen, war verschossen, aber von scrupulöser Reinlichkeit. Auf einem großen Lehnsessel saß der kleine Sir James. Sein magerer Körper und sein Wieselgesicht hatten jenes Aussehen, wovon gewöhnlich eine unermüdliche Energie oder eine außerordentliche Raubgier begleitet ist. Wir haben es oft bei den Raubthieren niederer Classe bemerkt.

Nachdem er seine Feder niedergelegt hatte, denn er schrieb bei Henry's Eintritt, sagte er:

„Mr. Ashton, glaube ich."

„Er selbst, Sir James."

„Es ist zu Ihrer Verfügung auf Gebrüder Grant von Indien aus ein Credit von . . . . fünftausend Pfund eröffnet?"

„Von fünfhundert Pfund, Sir James," sagte unser Held verbessernd.

„Möglich," erwiderte der Geldmann mit wirklicher oder affectirter Gleichgültigkeit; „ich kann solche winzige Details nicht im Kopf behalten. Mr. Snapgull wird den Avisbrief zu Rathe ziehen. Wann gedenken Sie abzureisen?"

„Ich habe gar nicht das Verlangen, abzureisen."

„Sie haben gar nicht das Verlangen, abzureisen!" wiederholte Sir James erstaunt. „Sie wollen nicht nach Indien, dem Land von Gold und Edelsteinen, dem wahrhaften Eldorado der Erde? Sind Sie wahnsinnig, junger Mann, oder träumen Sie? Wissen Sie, was Sie ausschlagen: Vermögen, Gelegenheit, Aufregungen, Alles, was die Jugend begehrt, Alles, was das Alter vermißt! Ueberdieß," (setzte er hinzu) „sind, wenn ich mich recht erinnere, besondere Instructionen in Bezug auf Sie vorhanden von meinem achtbaren Correspondenten, Alexander und Gebrüder."

„In Bezug auf mich?"

Sir James klingelte zweimal, und Mr. Snapgull kam nach einigen Augenblicken. Jeder Ausdruck von Anmaßung war aus /einem Pergament-Gesicht verschwunden.

„Snap," sagte sein Patron. Er nannte ihn immer Snap aus demselben Grunde, aus welchem er, um Zeit zu sparen, eine große Anzahl Worte beim Schreiben abkürzte. „Snap, der letzte Brief von Alexander?"

Der alte Commis, vielleicht errathend, was sein Herr verlangte, hatte ihn mitgebracht.

„Ach! ja, wie ich sagte, junger Mann," nahm der Bankier, nachdem er ihn durchlaufen hatte, wieder das Wort. „Da sind gewisse Instructionen in Bezug auf Sie. Die fünfhundert Pfund sind für Ihre Ausstattung und Ihre Reise . . . . Laß sehen, das Schiff Lady Hastings geht in zehn Tagen unter Segel."

„Ich wiederhole Ihnen, Sir," sagte Henry, ihn

unterbrechend, „daß ich gar nicht die Absicht habe, nach Indien zu gehen.“

„Dann kann ich Ihnen auch das Geld nicht geben!“ rief Sir James, offenbar über diesen Entschluß mehr geärgert, als es gerade nöthig schien.

„Ich mache gar keinen Anspruch darauf, Sir James,“ erwiderte Henry, tief gekränkt durch den Mangel an Vertrauen und Zuneigung, welchen diese Vorsicht seines Vaters verrieth. „Der Zweck, um dessen willen ich mich Ihnen vorgestellt habe, ist, einige Nachweise über meinen Vater zu erhalten.“

„Ich weiß nichts von ihm,“ antwortete der Bankier kalt. „Alexander und Gebrüder sind seine Agenten.“

„Können Sie mir nicht seine Adresse geben?“

„Nein; Alles, was ich thun kann, ist, Briefe zu besorgen, die Sie etwa nach Indien schicken wollen; aber ich würde Ihnen rathen, es wohl zu überlegen, ehe Sie einen bestimmten Entschluß fassen. Indien ist das nöthige Feld für eine Energie, wie die Ihrige. Mein Großvater begab sich mit sechzehn Jahren dahin, ohne bei seiner Ankunft daselbst mehr als eine Guinee zu haben; er kam mit fünfmalhunderttausend Pfund Sterling zurück. Mein Vater trat in seine Fußstapfen und machte die Million vollzählig. Nicht viel, werden Sie sagen, aber es waren schwere Zeiten. Ich ging vor dreißig Jahren selbst hin . . . und Sie sehen das Resultat.“

Die zufriedene Miene, womit diese Worte ausgesprochen wurden, hätten in jedem andern Augenblick ein Lächeln erregt, aber unser Held war zu sehr über den Ausgang seines Besuchs getäuscht, um sich ein solches zu gestatten.

„Ohne Zweifel, Sir James," sprach er, „haben Sie Ihre Erfolge verdient, aber nicht Jedermann hat Ihre Energie und Beharrlichkeit. Was mich betrifft, so ist mein Entschluß gefaßt: ich bleibe in England, werde aber von Ihrem wohlwollenden Anerbieten, Briefe an meinen Vater zu besorgen, Gebrauch machen. Guten Morgen, Sir James!"

Und der junge Mann entfernte sich, ohne eine Antwort abzuwarten.

„Nicht nach Indien gehen!" murmelte der Bankier mit düsterer Miene, sobald er allein war; „wir wollen sehen! Als ob ein Mann ohne Vermögen sagen könnte, wohin er gehen will."

Er warf schnell einige Linien hin und beauftragte seinen alten Commis Snap, sie an ihre Adresse gelangen zu lassen.

Noch an demselben Abend empfing Henry Ashton ein Billet von unbekannter Hand, dessen Inhalt seine Neugierde lebhaft erregte. Es lautete folgendermaßen:

„Bedienen Sie sich morgen Abend des Uebersendeten, wenn Sie den einzigen Menschen treffen wollen, der das Geheimniß Ihres Schicksals kennt und Sie vor der Gefahr warnen kann, wovon Sie bedroht sind, und der Sie davor bewahren will.

Ein unbekannter Freund."

Der Umschlag enthielt zwei Billets zu dem Maskenball, der im Opernhause gegeben werden sollte.

„Bah!" sprach der junge Mann, sobald er die Zeilen gelesen hatte; „irgend ein alberner Intrigant, der sich über meine Einfalt belustigen will. Ich werde nicht gehen!"

Trotz dieses Entschlusses begann er, als die Stunde sich näherte, zu überlegen, daß er noch keine Maskerade gesehen hatte, daß dieß ein großes Vergnügen für Joe Beans sein würde und er selbst eine Stunde angenehm zubringen könnte. Er ließ also bei Fentum zwei Dominos holen und langte einige Minuten vor der angedeuteten Stunde im Theater an.

Joe war voll Entzücken. Im Jahr 1817 war es für einen Bauern schon Etwas, London zu sehen. Er war ein ganzes Jahr nach seiner Rückkehr das Orakel des Dorfes und blieb sein Leben lang eine Autorität. Henry selbst unterhielt sich fast wider seinen Willen an dem bunten Schauspiel. Die Maskenbälle waren noch nicht ausgeartet, wie in unsern Tagen; sie wären von Personen von Stand besucht. Es war eine wohlbekannte Thatsache, daß der König sich herabließ, incognito dahin zu gehen.

Unser Held und sein Begleiter hatten noch nicht mehr als zweihundert Schritte im Kreis herum gemacht, als sich eine Hand auf Henry's Arm legte. Er drehte sich um und bemerkte neben sich einen Mann von hoher Statur, in einfachem Domino, das Gesicht mit einer Maske bedeckt.

„Sie täuschen sich," sagte er.

„Nein, ich täusche mich nicht, Henry Ashton!" erwiderte der Unbekannte. „Entfernen Sie Ihren Gefährten . . . . ich muß Sie sprechen."

„Hier?"

„Es ist der beste Ort der Welt für eine Besprechung wie die unsrige. Wir werden tausend Zuschauer haben, aber nicht einen einzigen Zeugen. Eine Menge schwarzer Projecte werden auf Maskenbällen angezettelt und in Ausführung gebracht."

„Sie müssen mir zuerst ein Pfand geben, das mir beweist, daß Sie nicht mit mir spielen. Es ist das erste Mal, daß ich mich zu London befinde. Es würde für einen Mann Ihrer Erfahrung nur ein ärmlicher Erfolg sein, meine Einfalt mystificirt zu haben."

„Sie wollen einen Beweis von mir?" sagte der Unbekannte.

Henry nickte bejahend.

„Ich will ihn geben."

Und sich vorwärts beugend flüsterte er ihm den Namen Ellen in's Ohr.

„Sind Sie jetzt zufrieden gestellt?"

„Vollkommen."

Und nachdem er Joe aufgetragen, ihn zu erwarten, zog er sich mit seinem fremden Begleiter in eine jener Vertiefungen zurück, welche durch die Decoration des Saales gebildet wurden. Es war eine seltsame Scene mit den beiden Maskirten: der Eine dem Andern in die Augen schauend, als wollten sie auf den Grund ihrer Seele dringen; der Andere, sein Möglichstes thuend, diesem Blick auszuweichen, welcher, gleich dem der Schlange, eine Art Zauber auf ihn ausübte, während die Menge der Vergnügungssüchtigen gleich eben so vielen Gespenstern vor ihnen auf- und abwandelte.

„Sie verlieren die kostbarsten Augenblicke Ihres Lebens," sprach der Fremde, „einem Phantom zu folgen, das Sie nur von dem Wege abbringt, den Sie gehen sollten, und zwischen dem und Ihnen ein unübersteiglicher Abgrund besteht, das Grab. Warum die Aufforderung Ihres Vaters ausschlagen? Nach Indien rufen Sie gleichmäßig Pflicht, Interesse und Liebe."

„Interesse vielleicht," erwiderte der junge Mann erstaunt, denn er konnte nicht begreifen, wie ein Fremder über seine Lage so gut unterrichtet war; „aber weder Pflicht noch Liebe."

„Warum nicht?"

„Weil der Vater, von dem Sie reden, Pflicht und Liebe mir gegenüber vergessen hat. In den von seinem Agenten übermachten Instructionen entdecke ich den Argwohn eines Herrn, der befürchtet, sein Werkzeug suche ihm zu entgehen, und nicht das Vertrauen, welches zwischen Vater und Sohn bestehen muß. Ueberdieß hat er mich nie geliebt."

„Worauf gründen Sie diesen Verdacht?" fragte der geheimnißvolle Fremde mit überraschtem Ton.

„Auf sein langes und grausames Stillschweigen und auf den Mangel der Worte, welche dem Herzen theuer sind. Sein Brief ist so kalt, wie er selbst."

„Beurtheilen Sie ihn nicht zu streng," antwortete die Maske nach einer Pause. „Sein Herz ist vielleicht wärmer, als Sie denken. Wirklich will ich Ihnen nicht verbergen, daß sein lebhaftes Verlangen nach Ihrer Gegenwart vornehmlich von einer Ihnen

in England drohenden Gefahr herkommt, welcher er Sie entziehen möchte."

„Einer Gefahr?"

„Sie haben einen Feind."

„Ich fühlte es!" rief Henry Ashton. „Ein gewisser Instinct sagte mir ganz leise, es existire eine der meinigen so antipathische Natur, daß wir nicht beide zu gleicher Zeit leben können! . . . Wohlan! dieser Feind?"

„Ist mächtig, denn er hat das, womit man Alles in der Welt macht, Vermögen! Gegen die, welche er liebt, ist er sanft wie ein Lamm; gegen den Feind, der seinen Weg kreuzt, ist er unbarmherzig wie der ausgehungerte Tiger, wenn er den Raub in den Klauen hält! Man muß vor ihm fliehen!"

„Vor ihm fliehen!" wiederholte der junge Mann lebhaft. „Wie wenig kennen Sie mich! Es ist einer der Träume meines Daseins gewesen, einen Gegner zum Kampfe zu finden, einen meiner Energie würdigen Gegenstand. Ich seufze nach dem Kampfe mit den Wirklichkeiten dieser Welt; ich werde allmälig ihrer Träume müde."

„Sie werden den Gegner und die Wirklichkeiten finden."

„Wann denn?"

„Bald, bald. Ich habe meine Pflicht gethan. Sie sind gewarnt."

„Aber wer ist dieser Feind?"

„Ich wage ihn nicht zu nennen."

„Sein Rang?"

„Erlaucht."

„Sein Alter?"

„Ungefähr das Ihrige. Und jetzt Adieu! Noch fünf Tage haben Sie nichts zu besorgen; nach Verfluß dieser Zeit nehmen Sie Ihr Leben wohl in Acht; mißtrauen Sie selbst Ihrem Schatten. Denn Sie werden dann auf ihrer Fährte einen Mann haben, dessen Entschluß so unerschütterlich ist, wie der Felsen, an welchem die Wellen ihre eitle Wuth erschöpfen . . . und ich kann hinzusetzen, ebenso gefühllos."

Dieser ernste Ton, im Verein mit der Kenntniß, welche der Gegenredner von seiner Liebe zu Ellen hatte, überzeugte Henry, daß, was auch seine Beweggründe sein mochten, er keinen Scherz mit ihm trieb; und er dankte ihm für die bezeugte Theilnahme.

„Fühlen Sie einigen Dank gegen den, welcher Ihnen diese Warnungen zukommen läßt," nahm der Unbekannte wieder das Wort, „so zeigen Sie es, indem Sie dieselben befolgen. Gehen Sie zu Ihrem Vater in Indien. Sie werden dort die glänzendsten Laufbahnen vor Ihnen aufgethan finden; hier ist die Gefahr auf Ihren Fersen, und Sie haben nur Täuschungen und Unglück zu erwarten."

Henry Ashton lächelte, indem er sich ohne eine Antwort entfernte. Er hatte Vertrauen in die Energie seines unbezähmbaren Muthes.

„Ich werde diesem Feind begegnen," murmelte er, „und dann wahre er sich! Er wird mich ebenso fest finden wie sich an Willen und That!"

Mit diesen Worten langte er wieder an dem Ort an, wo er Joe Beans gelassen hatte. Der ehrliche Diener war von einer Menge von Masken um=

geben, welche dem Talent und der Kaltblütigkeit Beifall klatschten, womit er seine Rolle als Bauer, der zum ersten Mal in seinem Leben sich auf einen Maskenball wagt, aufrecht erhielt.

Vierzehntes Kapitel.

Während der zehn Tage, welche Miran-Hafaz dem Khan zur Entfernung seines Nebenbuhlers bewilligt hatte, war der junge Indier so unruhig wie der in einem Käfig eingeschlossene Tiger. Wie die meisten Orientalen hielt er scrupulös auf sein Wort, und obgleich er brennend begehrte, der Verpflichtung, welche seine Thätigkeit fesselte und sein Blut reizte, ledig zu sein, entschloß er sich doch, bis zum Verfluß der festgesetzten Zeit keinen Schritt zu thun. Einmal seines Versprechens los, wollte er die Leitung der Affaire selbst übernehmen; denn er sah an der niedergeschlagenen Miene seines Vertrauten und an dessen Bemühen, jeder auf den Gegenstand bezüglichen Frage auszuweichen, daß er in seinem Vorhaben gescheitert war.

„Unsinniger, der ich war,“ sagte Miran bei sich, „mich einem Werkzeug anvertraut zu haben, das nicht von meiner Wahl ist!“

Dann lächelte er verächtlich bei der Vorstellung eines einfältigen Bauern, der keck genug war, seinen Weg zu kreuzen und ihm Ellen streitig zu machen.

„Sie kann ihn nicht lieben," setzte er hinzu, „denn sie ist so stolz als schön. Die Aya muß im Irrthum sein!"

Aber dieser tröstende Gedanke wurde bald bei Seite geschoben. Die erhaltenen Nachweise waren allzu umständlich, als daß sie einen Zweifel gestatteten, ohne daß man Zara's Treue beargwohnte, die seine wie Ellens Amme gewesen war und ihre beiden Pfleglinge gleichmäßig liebte.

„Sie liebt ihn!" wiederholte er am Morgen des zehnten Tages, in seinem Divan auf- und abschreitend, „und ich habe meine Barke auf ein Meer geworfen, wo es weder ein grünes Eiland, noch eine lachende Küste, noch einen Hafen gibt, um Schutz zu hoffen; ich sehe nichts als unfruchtbare Felsen und treulosen Sand, wo mein Herz scheitern muß! Aber sie sollen sich vor dem Schiffbrüchigen hüten," setzte er mit bitterem Lächeln hinzu, „denn ich werde nicht allein untergehen!"

Einer seiner europäischen Diener trat ein und meldete, daß der Oberst Mowbray im Salon warte.

„Sage ihm, er solle warten," erwiderte der junge Mann nachläßig.

Der Diener sah ihn erstaunt an; er war nicht gewohnt, auf eine so cavalière Weise Besucher solchen Ranges empfangen zu sehen.

„Schicke mir den Khan," setzte sein Gebieter hinzu.

Einige Minuten nachher trat sein Vertrauter in den Divan.

„Ich sehe, daß Sie gescheitert sind!“ sagte Miran in sarkastischem Ton; „daß Ihre große Feinheit durch ein Kind, durch einen Bauern in Verwirrung gebracht ist! Fortan werde ich mir allein trauen.“

„Es ist wahr, ich bin in meinen Erwartungen getäuscht worden,“ antwortete der Khan; „dieses Kind, dieser Bauer, wie Sie ihn nennnen, in welchem ich nur einen Burschen mit Ideen und Gefühlen, ebenso niedrig wie seine Stellung, zu finden dachte, straft seinen Stand Lügen; er ist von dem Metall, aus dem man Männer macht, und besitzt einen so unbezähmbaren Willen, einen so stolzen Muth wie Sie selbst.“

Die Augen des Indiers funkelten vor Freude. Es war eine Art Trost für seinen Stolz, zu finden, daß sein Nebenbuhler in Ellens Zuneigung nicht einfach ein Wesen von Fleisch und Nerven war, sondern ein seiner würdiger Gegner. Wie der junge, für die Arena eingeübte Gladiator seufzte er nach dem Kampf, der zwischen ihnen entscheiden sollte.

„Es sei!“ sagte er, „das paßt mir um so besser. Es war mir immer lieber, den Tiger als die furchtsame Antilope zu jagen, unter meinem Fuß den Kopf der Schlange, als den vertheidigungslosen Wurm zu zertreten.“

Der Khan schüttelte den Kopf mit muthloser Miene.

„Wie?“ fuhr sein Herr verächtlich fort, „suchen Sie mir Ihren Dorfhelden furchtbar zu machen? Ich dächte, daß wenigstens Sie mich besser kennen!“

„Ich zweifle nicht an Ihrem Muthe."

„Woran denn sonst?" fragte Miran hochmüthig.

„An Ihrem Glück. Ihre Energie gleicht den fürchterlichen Wirbelwinden Ihres Geburtslandes, jenen Orkanen, welche die Felsen spalten und die Thäler ausfegen; in ihrer kurzen Dauer weicht Alles vor ihnen. Die seinige gleicht jener unermüdlichen Geduld, welche deren Verwüstungen wieder heilt. Die Geschichte Indiens zeigt Ihnen den Unterschied, der zwischen der sächsischen Race und der jenes Landes stattfindet."

Der Indier betrachtete ihn einen Augenblick stillschweigend. Es war das erste Mal, daß der Khan, der Renegat seines Vaterlandes, nicht allein seinen Willen, sondern die geringste seiner Launen zu durchkreuzen wagte, und er konnte ihn nicht begreifen.

„Ist er von Ihrem Blut?" fragte er.

„Weder von meinem Namen, noch von meinem Blut," antwortete der Khan ohne das geringste Zeichen von Verwirrung oder Zögerung. „Wäre dem so, Miran, so würde ich, trotz der Zuneigung, die ich für Sie hege, trotz des Andenkens Ihres verstorbenen Vaters, Mittel finden, ihn Ihrem Haß zu entziehen. Aber ich beschränke mich darauf, Ihnen meinen Rath zu wiederholen: Hüten Sie sich vor Henry Ashton!"

Die gewöhnlich ruhigen Züge Mirans drückten eine von Zorn nicht ganz freie Ueberraschung aus.

„Eine Drohung!" rief er.

„Nein," antwortete der Renegat, „aber ein Vor-

wurf, denn wenn das Herz verwundet ist, redet die Zunge; ich diene Ihnen seit Ihrer Kindheit; ich habe Sie geliebt gleich einem Sohn; ich habe hundertmal mein Leben gewagt, um Ihren geringsten Willen zu vollziehen; ich habe gewacht über Sie in gesunden und kranken Tagen, und jetzt, weil die klugen Rathschläge des Alters sich nicht mit der verzehrenden Ungeduld der Jugend vertragen, haben Sie mich im Verdacht, mich! . . . Vertrauen ist das Siegel auf das Band der Freundschaft; der Verdacht zerbricht es."

„Sie haben Recht," sprach der junge Mann, dem Khan die Hand bietend, welche dieser achtungsvoll drückte; „aber könnten Sie in meinem Herzen lesen, würden Sie mich beklagen und mir vergeben; es ist von Eifersucht und getäuschter Hoffnung zerrissen. Ellen war der Traum meiner Jugend, der Stern meines Lebens; wenn dieser Stern verschwindet, ist es mit meinem Dasein aus. Kann ich nicht Ihrer Meinung sein, so schätze ich wenigstens die Treue, welche daraus spricht; aber Sie haben nie geliebt!"

Der Khan lächelte traurig.

„Oder wenn Sie geliebt, hat das Alter dieses edle Gefühl in Ihren Adern zum Erstarren gebracht; Ihr Herz hört nur auf die kalten und klugen Eingebungen der Vernunft, während das meinige einem Vulkan gleicht, in dem das eingeschläferte Feuer glimmt. Wenn die Geduld ein Hohn ist, wenn die letzte Schranke gewichen ist, wird die Lava seiner Leidenschaften rings=herum Verwüstung bereiten."

„Ich sehe," sprach der Alte, von der Aufregung seines Zöglings tief bewegt, „daß es nutzlos ist,

Ihnen Geduld zu predigen, aber vielleicht werden Sie wenigstens auf die Stimme der Klugheit hören. Sie sind nicht in Indien, sondern in einem Lande, wo es eine Macht über dem Thron gibt, eine Macht, welche durch Gold nicht bestochen, welche durch nichts gebeugt werden kann, weil sie leidenschaftslos ist gleich einem Princip, kalt und unempfindlich wie der Tod. Diese Macht ist die Gerechtigkeit!"

„Die Gerechtigkeit!" wiederholte Miran mit spöttischem Lachen; „wo würde ich sie finden? In Ihrem Parlament, von welchem das verwüstete Indien vergebens Hilfe verlangt, und wo die Freiheiten eines Volkes alle Jahre für Aemter und Ehren verkauft werden? Haben Ihre Leibeigenen sie gefunden, sie, die für undankbare Herren arbeiten, säen und ernten? Gerechtigkeit! Sie spotten, Khan!"

„Und doch ist das Leben des Geringsten von denen, welche Sie Leibeigene nennen, so geheiligt vor dem Gesetz, als das des erlauchtesten Herrn."

„Möglich. Es sind die Bienen, welche arbeiten, und die Drohnen kennen deren Werth."

Da Miran das Gespräch nicht länger fortsetzen wollte, klatschte er in die Hände und gebot dem Diener, welcher auf diesen Ruf erschien, dem Oberst Mowbray zu melden, daß er bereit wäre, ihn zu empfangen.

„Ich werde einen Besuch im Hause des Generals Bouchier machen, dessen Güter Carrow benachbart sind," sagte er. „Ich werde Ellen und jenen furchtbaren Nebenbuhler sehen; ich werde selbst über ihn urtheilen und nach diesem Urtheil handeln . . . Ich halte Sie nicht länger auf."

Der Khan verstand den Sinn und zog sich zurück. Es war offenbar, daß der junge Indier kein Vertrauen mehr zu ihm hatte; und diese Ueberzeugung diente nur dazu, seinen Eifer zu erkalten, statt zu beleben. Seitdem er wieder in England sich befand, waren von Neuem Gefühle und Erinnerungen erwacht, welche längst in seinem Herzen geschlummert hatten; die Undankbarkeit seines Zöglings verwundete ihn, und zum ersten Mal dachte er an die Möglichkeit, seine Plane zu vereiteln; aber dieser Gedanke wurde sogleich wieder verworfen.

„Noch nicht," sprach er, „noch nicht! Er bildet sich nicht ein, daß ich mit einem Wort zwischen ihm und seinen Hoffnungen eine Schranke aufführen könnte, die selbst für ihn unübersteiglich ist. Aber die Zeit ist noch nicht gekommen. Warten wir, warten wir! Vielleicht kann ich ihm Unrecht thun!"

Er begegnete auf dem Corridor dem Oberst Mowbray, der ihn grüßte und sehr aufmerksam ansah. Der Renegat, getreu seinem Vorsatz, sich für einen Eingebornen Indiens gelten zu lassen, erwiderte diesen Gruß auf orientalische Weise.

„Seltsam!" sprach mit halblauter Stimme der Oheim von Ellen de Vere; „ich bin überzeugt, daß ich dieses Gesicht schon irgendwo gesehen habe!"

Der Khan, der ihn hörte, lächelte; er hätte ihm sagen können, wo und unter welchen Umständen.

Als Oberst Mowbray in den Divan trat, wo Miran ihn erwartete, deutete ihm dieser, ohne aufzustehen, nachläßig auf eine Beuge Kissen neben sich. Das Blut stieg dem Oberst in's Gesicht. Wie manche

andere Weltleute bewahrte er den Stolz auf seinen Rang noch lange Zeit, nachdem er die Ehre verloren hatte, welche ihn in jenem erhalten sollte.

„Haben Sie General Bouchier gesehen?" fragte der Indier.

„Ja; er hat mich und meinen Sohn zur Jagd bei sich in Norfolk eingeladen."

„Und Sie haben angenommen?"

„Noch nicht."

„Sie werden annehmen. Der Augenblick ist gekommen, wo Sie mir dienen und wenn nicht Ihre Ehre, wenigstens den Schein der Ehre wieder erkaufen können. In der Welt, worin wir leben, sieht man nur auf die Oberfläche; Flitter wird also auch für Gold passiren."

Der Oberst preßte die Lippen zusammen, um nicht auf diesen Sarkasmus eine zornige Antwort zu geben. Miran, der dieß wahrnahm, lächelte verächtlich. Er fühlte sich als einen starken Mann, der einer giftigen Schlange die Ferse auf den Kopf gestellt hat. Die Krümmungen des Reptils unterhielten ihn.

„Es ist Zeit, Oberst Mowbray, daß wir uns verstehen; diese Aufwallungen des Zorns und diese finstern Blicke beleidigen mich. Wenn ich meiner Natur Gewalt anthue, Sie vor der Welt als Freund zu behandeln, die Hand eines Wesens zu drücken, das ich verabscheue, die gebräuchlichen Höflichkeiten mit einem Mann auszutauschen, der so entehrt ist, wie Sie, so muß ich Sie unter vier Augen mit der Verachtung, die Sie verdienen, behandeln dürfen."

Während dieser Anrede, von welcher jedes Wort wie ein Tropfen geschmolzenen Blei's auf das Herz des Falschspielers fiel, maß der Unglückliche den Teppich, eine Beute der Wuth und der Scham. Endlich sprang er wie ein halb dressirtes Roß empor, bei dem sein Herr die Sporen nicht genug benützt hat.

Sich dem Divan gerade gegenüberstellend, auf welchem Miran ausgestreckt war, sprach er zwischen den verbissenen Zähnen das Wort: Niederträchtiger! aus.

„Niederträchtiger!" wiederholte der Indier plötzlich aufspringend.

„Wie nennen Sie den, welcher einen wehrlosen Feind höhnt, welcher, nachdem er mit höllischer Genauigkeit seine Schwächen, seine Bedürfnisse, seine Leidenschaften berechnet hat, ihn an den Rand eines Abgrunds zieht, überzeugt, daß ein einziger Fehltritt seinen Untergang herbeiführt? Hätte ich nicht einen Sohn, dessen Herz bei der Schmach seines Vaters brechen würde, ich würde Ihnen zeigen, was es heißt, den Weg eines Mowbray zu kreuzen."

Miran schaute ihn einige Augenblicke stillschweigend an, um zu sehen, ob dieser Zorn erheuchelt oder wirklich wäre, ob es eine Komödie oder der wirkliche Ausbruch einer Seele wäre, in welcher noch nicht jedes Gefühl der Ehre erloschen.

„Sie haben Recht," sagte er, sich nachlässig auf seine Kissen niederfallen lassend, „der Sieger sollte großmüthig sein. Sie haben einen Sohn; Sie lieben ihn; ich hätte mich dessen erinnern sollen! Es ist noch nicht Alles in Ihrer Natur verdorben! Also

keine solche Scenen mehr; aber weil das Schicksal uns zu einem Zweck an einander gefesselt hat, ertragen wir unsere gegenseitige Knechtschaft mit Geduld."

„Welches ist dieser Zweck?"

„Ich liebe Ellen de Vere."

„Meine Nichte!"

„Ich liebe sie wahnsinnig, leidenschaftlich, mit allem Feuer eines Mannes, der unter der Sonne geboren und von ihren Strahlen genährt worden ist! Ellen ist die Seele meines Lebens, der Abgott meines Herzens! Um ihre Hand zu erhalten, habe ich mein Geburtsland verlassen; um sie zu erobern, bin ich bereit, allen Hindernissen zu trotzen, selbst mit dem Tod zu ringen, wenn dieses eisige Gespenst den Weg, der mich in Ellens Arme führt, durchkreuzen sollte! Sie müssen mir hiezu behilflich sein."

„Ich! Sie vergessen, daß Sir William Mowbray ihr Vormund ist; er allein kann über ihre Hand verfügen."

„Ein Träumer!" rief Miran mit geringschätzigem Ton.

„Hüten Sie sich, diesen Träumer zu wecken," sagte der Oberst, dem es leichter zu Muth ward, seitdem er das Ziel kannte, wornach der Indier strebte, oder weil er den Preis seiner Dienste erhöhen wollte. „In seiner Jugend war mein Bruder der erste Degen, der geschickteste Schütze, der kühnste Cavalier seiner Zeit; er war mit einer Energie begabt, welche die Zeit geschwächt, aber nicht zerstört haben kann. Sein Character ist edel, offen und vertrauensvoll. Die, welche er liebt, können ihn an einem Seiden-

faden leiten; aber ein Riese könnte ihn nicht von seinem Weg abwendig machen."

„Wie Schade, daß eine solche Seele Schiffbruch gelitten hat! Wie sind seine Feinde ihm beigekommen?"

„Indem sie ihn in seinen Neigungen verwundeten! . . . Es gab kein anderes Mittel," antwortete der Oberst. „Ich sehe jetzt," setzte er mit sichtbarem Verlangen hinzu, den Gegenstand der Unterhaltung zu wechseln, „warum Sie wollen, daß ich die Einladung von General Bouchier annehme. Seine Güter grenzen an Carrow-Abbey." Abtei

„Ganz richtig."

„Warum sich nicht sogleich meinem Bruder vorstellen? Ihr Rang und Ihr Vermögen berechtigen Sie, um die Hand seiner Mündel anzuhalten. Ich setze voraus, daß Sie meine Nichte kennen."

„Ich war der Genosse ihrer Kindheit."

„Und sie liebt Sie?"

„Sie liebte mich sonst," antwortete der junge Mann traurig, „oder verhielt sich wenigstens das Gefühl, das sie für mich hegte, zur Liebe, wie die Rosenknospe zur aufgeblühten Rose. Schon fingen die zarten Blätter die Hülle der jungfräulichen Sittsamkeit zu durchbrechen an; ein wenig mehr und sie wären in all ihrer Pracht erblüht. Aber die Abwesenheit hat, ähnlich dem eisigen Hauch des Winters, die Liebe, ehe sie sich erschloß, zum Welken gebracht."

Der Ton der Traurigkeit, womit diese Worte ausgesprochen wurden, und welcher so sehr von den kalten und hochmüthigen Manieren Mirans sich un-

terschied, traf das Herz des Oberſts und gab ihm Stoff zur Ueberlegung. Er ſah in der Liebe des Indiers zu ſeiner Nichte das Mittel, die verlorenen Waffen wieder zu gewinnen und ſich mit dem jungen Mann auf den Fuß der Gleichheit zu ſtellen. Ein ſchwaches Lächeln fuhr gleich dem Schatten ſeiner Gedanken über ſeine Züge und verſchwand dann ſo ſchnell, wie es gekommen war.

Aber Miran hatte es bemerkt und in einem Augenblick ſchüttelte er ſeine Schwäche ab und ſein Herz hüllte ſich in Stahl.

„Sie werden mich begleiten;“ ſagte er, „Ihr Einfluß muß mir bei Ihrem Bruder zu Hilfe kommen und den Fortſchritten meines Nebenbuhlers bei Ihrer Nichte das Gleichgewicht halten.“

„Ein Nebenbuhler!“ rief Mowbray erſtaunt. „Wo hat denn beim Glück und ſeinen hundert Launen Ellen einen Liebhaber gefunden? Ich glaube, man empfängt wenig Beſuche in der Abtei?“

„Ein junger Mann, ein Bauer, ein Lümmel ohne Geburt, der ihr das Leben gerettet hat!“ murmelte der Indier ungeduldig. „Ueberlaſſen Sie ihn mir!“

„Von ganzem Herzen; er wird in guten Händen ſein. Aber welches iſt der Name dieſes modernen Cymon?“

„Henry Aſhton, der Neffe eines der Hinterſaſſen von Sir William Mowbray.“

Der Oberſt erblaßte ſchrecklich; dann trieb ihm der Zorn das Blut in den Kopf.

„Was!“ rief er, „meine Nichte, die Erbin des Generals de Vere, ſollte ſich ſo weit erniedrigen,

auf die Liebe des Neffen von ihres Oheims Pächter zu hören! Unmöglich! Kann mein Bruder so sehr vergessen, was er der Ehre seines Namens schuldig ist, so ist es Zeit, daß ich mich dessen erinnere! Ich halte zu Ihnen mit Leib und Seele; Sie können über mich verfügen!"

„Denken Sie, daß wir zum Ziele kommen?"

Der Oberst lächelte beinahe verächtlich bei dieser Frage. Er hatte Hilfsmittel, an welche Miran nicht dachte.

„Gewiß!" antwortete er.

„Führen Sie es also aus," sagte Miran mit vor Aufregung zitternder Stimme, „und an dem Tage, wo meine Wünsche gekrönt werden, an dem Tage, wo ich Ellens Gatte werde, gebe ich Ihnen nicht nur den schrecklichen Beweis Ihrer Schmach zurück, sondern mache Sie noch zu einem reichen Mann."

Mowbray war überrascht.

„Ich bedarf keines Vermögens mit meiner Frau," setzte der Indier hinzu. „Ihre Schönheit ist für mich ein genügendes Heirathsgut. All' ihr Vermögen, oder wenigstens eine gleichmäßige Summe wird Ihnen sein."

„Die Sache ist abgemacht," sagte der Oberst, ihm die Hand reichend, welche Miran dießmal ohne Widerstreben nahm, so sehr war er von dem Resultat dieser Unterredung befriedigt; „betrachten Sie Ellen, als wenn sie bereits die Ihrige wäre."

Mit diesen Worten schieden sie.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Bildergallerie von Carrow-Abbey war ein großes, gut beleuchtetes Gemach, welches die ganze Länge des östlichen Flügels einnahm. Die Bildnisse der Glieder der Familie Mowbray waren sorgfältig erhalten. Die Wände zeigten im Gemälde die Genealogie eines Stammes, der seit einer langen Reihe von Jahrhunderten die weit ausgedehnten und fruchtbaren Ländereien der Umgegend besaß.

Ellen fand ein Vergnügen daran, in diesem Gemach umherzugehen und zu träumen. Sie machte daselbst Bekanntschaft mit den Todten, welche aus ihren vergoldeten Rahmen heraus ihre junge, schöne Enkelin anzulächeln schienen. Jarmy, die würdige alte Haushälterin, begleitete sie oft in die Gallerie. Sie war in der Geschichte des Hauses bewandert wie eine Chronik; sie wußte alle von den Dienern gesammelten Traditionen und konnte über die verschiedenen Zweige der Familie Mowbray seltsame und interessante Details erzählen.

Ellen hatte oft am Ende der Gallerie ein mit einem schwarzen Sammtvorhang bedecktes Gemälde bemerkt und der in den Falten angehäufte Staub bewies, daß man ihn selten oder niemals aufzog. Ein- oder zweimal war sie auf dem Punkte gewesen, Jarmy zu fragen, was dieß für ein Portrait wäre, und warum dieser sonderbare Schleier es verhülle; aber die alte Dame wandte sich immer ab, oder begann eine lange Geschichte von Liebe und Abenteuern

irgend einer lächelnden Dame oder eines Eisengeharnischten Ritters, deren Bilder am andern Ende der Gallerie sich befanden. Wiederholte Versuche hatten sie überzeugt, daß eine bestimmte Frage gemacht werden mußte, wenn sie ihre durch diesen Umstand so natürlich erregte Neugierde befriedigen wollte.

Am Morgen des Tags, wo Henry Ashton von London zurückgekommen war, ging die Waise in der Gallerie auf und ab, wie gewöhnlich von der Haushälterin und der Aya begleitet, als sie wieder dem geheimnißvollen Portrait gegenüber zu stehen kam. Sie hielt einen Augenblick an, und streckte dann, wie von einem unwiderstehlichen Antrieb geleitet, die Hand aus, um den Vorhang wegzuziehen.

Eine zitternde Hand legte sich auf ihren Arm: die Hand der alten Jarmy.

„Rühren Sie nicht an, Miß Ellen!“ murmelte sie, „rühren Sie nicht an, ich bitte Sie.“

„Warum nicht?“

„Sir William hat verboten, dieses Portrait zu seinen Lebzeiten zu enthüllen, und ich bin überzeugt, Sie werden ihm nicht ungehorsam sein wollen.“

„Ich müßte sehr undankbar sein, wenn ich an ein solches Vorhaben denken könnte; aber ich darf Sie wenigstens fragen, welches Bild unter diesem Schleier verborgen ist?“

„Das seiner Gemahlin,“ sagte die Haushälterin mit leiser Stimme.

Das Mädchen erröthete. Wiewohl noch sehr jung bei ihrer Abreise von Indien, hatte sie doch

von der Ursache reden hören, wodurch ihr Oheim bestimmt worden war, sich aus der Welt zurückzuziehen.

„Und das seines Sohnes,“ setzte Mrs. Jarmy hinzu. „Dieses Gemälde wurde gemacht, als sie zum letzten Mal nach der Abtei kam. Wer hätte jemals gedacht, daß eine so schöne Person so tief sinken könnte? Sir William liebte sie leidenschaftlich.“

„Aber . . . . der Verführer?“

„Verdiente ebenso wenig mit meinem armen Herrn verglichen zu werden, wie die Nacht mit dem Tage. Es war ein weichlicher, weibischer, junger Mann, mehr geeignet zum Pagen, als Liebhaber einer edlen Dame. Was sein Benehmen noch niederträchtiger machte, war die Freundschaft, womit Sir William ihn beehrte, und das Vertrauen, das er in ihn setzte. Er behandelte ihn mehr wie einen Bruder, denn wie einen Fremden; er säete Wohlthaten und erntete nichts als Undank; so geht es in der Welt!“

„Und . . . . sie?“

Die dankbare Waise konnte sich nicht entschließen, sie ihre Tante oder Lady Mowbray zu nennen.

„Ah! das ist eben das Seltsamste! Nie liebte eine Mutter leidenschaftlicher ihr Kind; nie schien eine Gattin einem nachsichtigen Mann mehr zugethan. Halten Sie mich nicht für anmaßend, Miß Ellen, wenn ich Ihnen sage, daß ich sie wie meine eigene Tochter liebte! Gott weiß, daß ihre unerklärliche Flucht mehr als ein Herz beinahe brach!“

Die Thränen, welche die Wangen der alten Haushälterin benetzten, zeugten von der Aufrichtigkeit ihrer Worte.

„Nie war," fuhr sie schluchzend fort, „eine solche Schmach auf die Familie gefallen. Ohne Zweifel hat man seltsame Dinge auf Rechnung von Lady Sara erzählt, deren Mann Gesandter im Haag unter der Regierung Georgs des Ersten war; aber Niemand hat ihnen Glauben geschenkt; denn bei seiner Rückkehr empfing der Diplomat seine Gemahlin mit der größten Liebe. Aber ihr Glück dauerte nicht lang; die arme Lady starb bald darauf."

„Welches ist das Portrait von Lady Sara?" fragte Ellen.

Die Haushälterin antwortete, es befinde sich nicht in der Gallerie, sondern im Schlafzimmer des Mädchens, da dessen Urgroßvater, Sir Richard Mowbray, den Anblick dieses Bildes nicht ertragen konnte und dessen Entfernung befohlen hatte.

„Vielleicht hatte er seine Gründe dazu," sagte die Aya.

Mrs. Jarmy erröthete bis an die Haarwurzeln, so sehr interessirte sie sich für die Ehre der Familie.

„Das ist eine niedrige Verleumdung!" rief sie, „die später durch seinen Feind und Nebenbuhler, Lord Nugent, verbreitet wurde. Lady Sara's Tod war plötzlich; aber der Leichnam wurde wieder herausgenommen und von den ersten Aerzten untersucht, und die Unschuld ihres Gatten deutlich an's Licht gebracht. Ich war damals ein kleines Mädchen; aber ich erinnere mich alles dessen, als ob es erst gestern geschehen wäre."

„Ihr Gatte war also doch beargwohnt worden?" sagte die Aya mit ironischem Lächeln.

Die Haushälterin war zu empört, um eine Antwort zu geben.

„Haben Sie den Leichnam gesehen?" fragte die Aya.

Die alte Frau nickte kalt, um zu verstehen zu geben, daß sie ihn gesehen hatte.

„Haben Sie das linke Ohr bemerkt?"

Diese so einfache Frage machte eine außerordentliche Wirkung auf Mrs. Jarmy. Ihre Physiognomie verkündete eine furchtbare Aufregung, und sie wäre zu Boden gefallen, hätte Ellen sie nicht am Arme genommen, um sie zu einem Sessel zu führen.

„Schnell ein Glas Wasser!" sagte Ellen zu ihrer Amme.

Diese ging mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen weg.

Ellen konnte weder von der Haushälterin, noch der Amme eine Erklärung erlangen. Die erste gab an, von der Hitze sei ihr unwohl geworden; aber von diesem Tage an vermied sie sorgfältig alle Beziehungen zu der Aya und redete nie mehr vor ihr von der Geschichte der Familie Mowbray. Dieses Gefühl des Mißtrauens theilte sich allmälig auch dem übrigen Hause mit und die Indierin fand sich zuletzt völlig isolirt in der Abtei, ein Umstand, den sie nicht im Mindesten bedauerte, denn er verschaffte ihr die Freiheit, ihren eigenen Neigungen stillschweigend und ohne bemerkt zu werden, nachzugehen.

Die Scene in der Gemäldegallerie hätte ohne Zweifel einen tiefern Eindruck auf die Waise gemacht, wäre Henry Ashton nicht angekommen. Sie hatte seine Rückkehr ängstlich erwartet; denn das Geheimniß

lastete gleich einem Verbrechen auf ihrem Herzen. Jedes Wort, jeder Blick des Wohlwollens von ihrem Oheim schien ihr ein Vorwurf. „Es bedarf keiner Verheimlichung," sprach sie hundert Mal bei sich während seiner Abwesenheit; „die Verheimlichung macht das Uebel nur verwickelter, und das Uebel ist gewiß Henry's Herzen eben so fern, wie dem meinigen!"

Ellen hatte Recht; ihr Mädchen-Instinct täuschte sie nicht. Ein edles und vollständiges Vertrauen mußte ihnen die Sympathie eines so offenen Characters, wie der des Baronets, gewinnen; und wenn selbst die Vorurtheile der Welt, die Rücksichten des Ranges und Vermögens ihn bestimmten, ihre Zuneigung zu mißbilligen, so würde sein Tadel doch der eines theilnehmenden Freundes sein.

Der Abend war beinahe eingebrochen, als Henry Gelegenheit fand, mit Ellen allein zu reden.

„Ich bin getäuscht worden," sagte er in Erwiderung auf ihre Fragen, „bitter getäuscht worden in den Resultaten meines Besuchs in London. Mein Vater hat seinen Agenten gut gewählt, denn Sir James Grant ist eben so gefühllos wie er. Ich konnte von ihm keinen Nachweis weder über die Gegenwart, noch die Vergangenheit erhalten. Ich muß mir selbst Bahn in der Welt brechen, allein und ohne Unterstützung."

„Sie zweifeln nicht an dem Erfolg?" sagte das Mädchen, indem sie ihn mit Liebe und Vertrauen anschaute.

„Eine Stunde wird darüber entscheiden."

„Eine Stunde?"

„Ja, theure Ellen; denn in diesem kurzen Zeitraum werde ich erfahren, was ich von Sir William Mowbray zu hoffen oder zu fürchten habe. — Er soll Alles wissen. Würde ich ihm länger meine Liebe zu seiner Nichte verbergen, so müßte ich mich verachten; noch mehr, ich gäbe ihm das Recht, mich zu verachten. Ich kann die Gastfreundschaft, die er mir gewährt, den Antheil, den er an meinem Glück genommen hat, nicht mit Verheimlichung entgelten. Es darf kein Schatten von Verdacht zwischen meiner Ehre und dem Urtheil, das er darüber fällen kann, bestehen. Sie tadeln mich doch nicht, Ellen?"

„Sie tadeln!" rief die Waise voll Bewunderung für den edeln und männlichen Entschluß ihres Geliebten. „Ich kann Ihnen nicht sagen, Henry, um wie viel theurer Sie dieser Entschluß meinem Herzen macht, denn er verwirklicht Alles, was ich von Ihrer Ehre und Rechtschaffenheit erwartete. Mein Onkel wird, oder ich müßte seinen Character schlecht kennen, nicht taub bleiben gegen die Stimme seines Herzens, und ich bin überzeugt, sie wird zu unsern Gunsten reden."

„Wenn unsere Liebe ihm mißfiele, wenn unsere Hoffnungen getäuscht werden sollten," rief der junge Mann, „und wenn ich an die Ungleichheit denke, die zwischen uns besteht, so wage ich kaum, meinem allzu leichtgläubigen Herzen mit einem schwachen Hoffnungsschimmer zu schmeicheln!"

„Wir wollen warten," fiel Ellen ein, sanft ihre Hand auf Henry's Arm legend, „und wollen mit um so mehr Geduld warten, da wir recht gehandelt haben. Es ist möglich, daß mein Onkel die Prüfung

der Zeit und vielleicht selbst der Abwesenheit verlangt, um sich von der Aufrichtigkeit unserer Liebe zu überzeugen; wenn dem so ist, wollen wir uns geduldig seiner Entscheidung unterwerfen; aber ich kenne ihn zu gut, um nur einen Augenblick zu fürchten, daß er uns zu einer ewigen Trennung verurtheilt!"

Es wurde endlich ausgemacht, Henry sollte noch diesen Abend Sir William Mowbray sehen.

Bei der Rückkehr des jungen Paares nach der Abtei, denn diese Unterredung hatte auf dem Spaziergang stattgefunden, fragte Henry den alten Martin, der unter der epheubedeckten Vorhalle sitzend dem Sonnenuntergang zusah, wo Sir William Mowbray wäre.

„In der Bildergallerie," sagte der Alte lächelnd. „Er bringt gewöhnlich eine Stunde Abends daselbst zu."

„Wie werde ich das Resultat Ihrer Unterredung erfahren?" fragte Ellen leise.

Ihr Geliebter besann sich einen Augenblick. Sein Blick fiel auf eine prächtige Camelia, welche sie am Busen trug.

„Geben Sie mir diese Blume," sagte er, und seine Augen baten beredter darum, als seine Worte.

Die Waise gab sie ihm lächelnd.

„Wenn Sir Williams Herz auf meinen Anruf antwortet, wenn einige Hoffnung auf seine Zustimmung bleibt, so werde ich sie Ihnen durch Martin zurückschicken, wo nicht, so werde ich sie als Pfand

meiner Treue bewahren, bis wir uns später wiedersehen."

„Ja, Herr Henry," antwortete der alte Bereiter, „ich werde warten, und wenn es bis Mitternacht sein sollte, bis Sie mit Sir William zum Ende sind. Sie könnten keinen bessern Ort zur Unterredung mit ihm finden, als die Bilder-Gallerie."

„Warum?"

„Weil sein Herz sich daselbst immer wie das einer Frau erweicht. Ich kann Ihnen den Grund davon nicht sagen; nur eine gottlose Zunge verräth die Geheimnisse ihres Herrn. Aber ich wiederhole es, Sie könnten keinen bessern Ort finden. Er behält daselbst nichts von dem Stolz der Mowbray!"

Ellens Oheim ging wirklich nach seiner Gewohnheit in der alten, von zwei oder drei Lampen schwach erleuchteten Gallerie auf und ab. Es war seine Lieblingsstätte, wenn er allein bleiben wollte, um zu träumen; und man kannte seine Gemüthsstimmung zu gut, als daß Jemand ihn dort zu stören wagte.

Der Baronet hörte also nicht ohne einiges Erstaunen an die Thüre klopfen. Er glaubte anfänglich, sein Ohr habe ihn getäuscht; doch hielt er endlich an, um zu horchen. Das Geräusch wiederholte sich ein wenig stärker.

„Herein!" rief Sir William.

Einen Augenblick darauf stand Henry Ashton vor ihm. Das Gesicht des Jünglings war bleich; doch bewies die feste Stimme, womit er den Baronet anredete, daß er allen seinen Muth für die Auf-

gabe, die er sich auferlegt, zusammengenommen hatte.

„Ist Etwas vorgefallen?" fragte sein Wirth, nicht weniger betroffen von seiner Gegenwart in diesem Gemach, als von der Blässe seiner Züge.

„Sir William," sprach der Jüngling, „ich komme, um Ihnen aller Wahrscheinlichkeit nach für immer Lebewohl zu sagen!"

„Wie! . . . haben Sie sich entschlossen, England zu verlassen?"

„England nicht, aber meine Heimath."

Der Einsiedler schwieg still. Es lag in Henry's Ton Etwas, was ihm sagte, der junge Mann habe nicht ohne Anstrengung diesen plötzlichen Entschluß gefaßt, und er suchte vergeblich, den Beweggrund davon zu errathen. Seit ihrem ersten Zusammentreffen empfand er ein lebhaftes Interesse für das Glück dessen, der so kühn das Leben seiner Nichte gerettet hatte; es war ihm allmälig zur Gewohnheit geworden, sich in seiner Gesellschaft zu gefallen, zur Entwicklung seines Geistes beizutragen. Es ist also nicht zu verwundern, daß der Gedanke an seine Trennung ihm peinlich war.

„Darf ich Sie nach der Ursache dieser Entfernung fragen?"

„Ich bin unglücklich hier! Seitdem ich Sie und Ihre Nichte, Miß de Vere, kennen gelernt habe, bin ich nicht mehr mit meiner niedrigen Stellung zufrieden."

„Sie haben Ehrgeiz!" sagte der Baronet lächelnd.

„Beurtheilen Sie mich nicht so unrichtig! Die Beklemmungen, welche ich leide, kommen von einer edlern Leidenschaft, der Liebe.“

Die Schuppen fielen von Sir Williams Augen, und er erkannte sogleich, wie schuldig er sich gemacht hatte, die Beziehungen zweier Wesen zu autorisiren, die so ganz geschaffen waren, sich zu schätzen und zu lieben. Henry stand vor ihm wie ein Verbrecher, der sein Urtheil erwartet.

„Armes Kind!“ murmelte der Baronet, „armes Kind!“

Doctor Orme hatte dasselbe gesagt, als die Geschwätzigkeit seiner Haushälterin ihn zuerst von der Gefahr seines Zöglings in Kenntniß gesetzt hatte.

„Ja,“ fuhr der junge Mann fort, „tadeln Sie mich, jagen Sie mich von sich, wenn Sie wollen. Es ist mir lieber, als der Vorwurf, Sie zu täuschen, Ihre edle Gastfreundschaft anzunehmen, und mich erniedrigt, Ihres Mitleids und Ihrer Achtung unwürdig zu finden. Ich liebe Ellen! Sie können die ganze Energie dieser Worte, die Ergebenheit des Herzens und der Seele, den Entschluß, mich derselben würdig zu machen, verstehen.“

„Und Ellen?“

„Sie liebt mich!“ rief Henry mit Begeisterung; „ihre edle Natur hat sich nicht Zeit genommen, die Klugheit oder die Meinung der Welt um Rath zu fragen. Sie liebt mich trotz meiner niedrigen Geburt, und das adelt mich! Ich bitte Sie nicht, zu unserer Liebe zu lächeln; aber ich beschwöre Sie, ich flehe Sie an, Ihren Zorn zu suspendiren, bis ich mit der Welt gerungen, bis ich ihr einen Namen

entrissen habe, den sie ohne Erröthen tragen kann. Unsere Herzen sind vereint; Sie sind zu gut, um sie zu trennen. Ich beschwöre Sie darum, gewähren Sie mir Zeit, mich der Gunst, um die ich bitte, würdig zu zeigen."

Bleich und keuchend vor Erregung hielt der junge Mann mit flehender Miene die Augen auf Sir William gerichtet, von dessen Mund er das verhängnißvolle Urtheil erwartete, das ihn der Verzweiflung überliefern oder sein Herz mit schönem, freudigem Leben erfüllen sollte, einem Leben, welches die Hoffnung in jenen goldenen Träumen malt, welche den Schlummer der Liebenden heimsuchen.

Es verfloßen einige Augenblicke, ehe der Baronet sich entschließen konnte, die harten und kalten Worte auszusprechen, welche diese schönen Illusionen zerstreuen sollten. Seine Stimme zitterte, seine Miene athmete Güte, als er sie endlich sagte; denn Niemand wußte besser als er, wie schmerzlich die Qualen einer getäuschten Liebe sind.

„Henry!" sagte er, „ich wage nicht auf meine Gefühle oder die Eingebungen meines Herzens zu hören; ich wage nicht, Ihnen eine Hoffnung zu geben, welche sich nicht verwirklichen kann! Ich habe Pflichten gegen das Andenken meiner Schwester, gegen den Namen, den ich trage, gegen die Meinung der Welt. Nie kann Ellen . . ."

„O! reden Sie nicht weiter!" fiel der Liebende außer sich ein. „Die Vernunft sagte mir, daß es so geschehen würde, aber ich hoffte gegen die Vernunft. Sie haben noch nicht die Hälfte von dem gehört, was ich sagen wollte. Ihre Abweisung

wird mich zum Grabe verurtheilen. Erinnern Sie sich auch, daß Ihre Güte, die warme Theilnahme, die Sie mir bezeugt haben, mich zuerst die Verwirklichung meiner Träume in der Ferne erblicken ließen."

„Ist das ein Vorwurf?" sprach Sir William sanft.

„Nein, aber eine Bitte. Sie können dieselbe unmöglich verweigern! Ich bitte nicht um Ihre Einwilligung; ich flehe nur um Ihre Geduld. Die Welt hat so viel Wege, welche zu Ehren führen, daß ich nicht scheitern kann, wenn ich ein so süßes Licht zum Führer habe!"

„Es wäre klüger, die Heilung der Wunde zu versuchen, so lang sie noch frisch ist," erwiderte der Einsiedler mit traurigem Ton. „Die Zeit thut Wunder an den Herzen."

„Nicht, wenn sie gebrochen sind. Aber Sie haben nie geliebt!"

Der junge Mann hatte, ohne es zu wissen, eine jener Saiten berührt, deren Vibrationen zum Wahnsinn bringen können, und er fuhr zusammen, erschreckt über den Sturm, den er hervorgerufen hatte.

„Ich nie geliebt!" rief der Baronet mit einem Lachen, das die eingeschlafenen Echo's der Gallerie weckte. „Kind, die Flamme, welche die Unsinnigen als einen Funken des göttlichen Feuers darstellen, hat in meinem Herzen gebrannt, um es in Asche zu verwandeln, und sie brennt noch daselbst. Das Gebet kann ihre Qualen nicht stillen, die Vernunft nicht mildern. Der Wahnsinn hat mit ihr ge=

rungen und ist besiegt worden. Der Liebende kann, getrennt von dem Gegenstand seiner Liebe, einige Erleichterung in der Abwesenheit finden; es bleibt in seinem Herzen noch ein grüner Platz für die Freuden des Lebens. Aber, mein Gott! die Beängstigungen eines zerrissenen Herzens, das liebt und verrathen worden ist, welche Freude kann sie erleichtern, welches frische Lüftchen sie einschläfern!"

„Verzeihen Sie mir!" sprach Henry Ashton mit erstickter Stimme, beunruhigt durch die zunehmende Heftigkeit des Baronets, dessen Augen in schrecklichem Glanze leuchteten.

Sir William nahm den jungen Mann am Arm oder zog ihn vielmehr wie ein Kind an das obere Ende der Gallerie, wo sich das Portrait seiner Frau und seines Kindes befand. Er zog rasch den Vorhang, der es verhüllte, hinweg und zeigte ihm das Gemälde, das eine wunderbar schöne Frau mit einem Kind in den Armen darstellte.

„Ich predige nicht, was ich nicht in Ausführung zu bringen weiß! Sie sehen hier das Bild von Allem, was ich einst besaß, von Allem, was die Welt mir geraubt hat: Frau, Kind, Ehre. Die Gattin, die ich liebte, hat mich verlassen; sie hat mir Herz und Stirne mit dem Brandmal unaussprechlicher Schande bezeichnet; sie hat mich zum Gespötte der Weltkinder und der Narren gemacht. Dann hat sie, um mein Unglück voll zu machen, mir mein Kind geraubt, den Stolz meines Herzens, mein Kind, das mir lieber war als das Leben, den Erben meines Vermögens und meines Namens; sie hat mich zu einem elenden, einsamen Dasein ver-

urtheilt, und wenn die Stunde meines Todes kommt, habe ich keine Kindeshand, um meine letzten Augenblicke zu versüßen."

„Ihre Leiden sind wahrhaft schrecklich gewesen," sagte Henry; „doch bleibt Ihnen ein Trost!"

Sir William schaute ihn mit ungläubiger Miene an.

„Der, daß sie unverdient sind," setzte der junge Mann hinzu.

„Mein armes Kind!" fuhr der Einsiedler fort, ohne auf diese Worte zu achten; „es ist fremder Sorge überlassen worden, beraubt der Liebe eines Vaters, welcher über diese zarte Pflanze gewacht, der seinen Geist gebildet, aus seinem Herzen das giftige Unkraut gerissen hätte, welches die Leidenschaften in den fruchtbarsten Boden säen."

Ein plötzlicher Gedanke erhellte Henry Ashtons Gesicht: der edle Entschluß, den er eben gefaßt hatte, glänzte in seinen Augen.

„Sir William!" rief er, „verzeihen Sie mir diese Frage; um Nichts in der Welt möchte ich Sie betrüben; aber ich habe einen mächtigeren Beweggrund, als die Neugierde: haben Sie niemals eine Spur von Ihrem Sohn entdeckt?"

„Niemals."

„Sein Alter?"

„Achtzehn Jahre. Ich folgte der Mutter und dem Verführer bis nach Rom. In dieser Stadt angekommen, stieg mir das Fieber, welches das Herz verzehrte, in's Gehirn und ich wußte Wochen lang nicht, was um mich vorging. Als ich wieder genas, war es zu spät; die Treulosen, Frau und

Freund, waren der Rache des beschimpften Gatten entflohen, und seitdem habe ich nie Etwas erfahren, was mich auf die Spur leiten oder mir einige Kenntniß von dem Schicksal meines verlorenen Sohnes verschaffen könnte!"

„Ich werde ihn wieder finden!" rief Henry fest. „Ich weihe Leib und Seele diesem Unternehmen. Schon lang seufze ich nach einem Gegenstand, würdig, meine unruhige Energie zu beschäftigen; ich habe ihn endlich entdeckt! Ja! Sir William, Sie werden noch Ihren beweinten Sohn umarmen, wenn anders meine Aufgabe nicht über den Muth und die Beharrlichkeit eines Menschen geht."

Der Baronet erröthete und erbleichte wechselsweise, während der junge Enthusiast redete.

„Welchen Lohn verlangen Sie?" sagte er.

„Denken Sie nicht so schlecht von mir, um mich fähig zu halten, mein Glück dem Schmerz eines Vaters auszupressen."

„Edles Kind!" erwiderte der Einsiedler. „Was ist Stolz, Vermögen und die Meinung der Welt, die ich verachte, in Vergleich mit Deinen Tugenden? Gib mir meinen Sohn wieder, und mein Segen soll, wenn, wie ich hoffe, Ellens Herz nicht verändert ist, zu Eurem Glück nicht fehlen!"

Der Liebende empfand eine allzu lebhafte Dankbarkeit, als daß er sie in Worten hätte ausdrücken können; er wollte die Hand des Baronets küssen, aber dieser drückte ihn an sein Herz. Diese edeln Charactere waren gemacht, sich zu verstehen und zu lieben.

Noch diese Nacht wurde die Blume, um welche

Henry Ashton den Gegenstand seiner Liebe gebeten hatte, Ellen zurückgegeben; und das liebenswürdige Mädchen schlief, dieselbe küssend, ein.

Sechzehntes Kapitel.

Als Henry Ashton die Gallerie nach seiner Unterredung mit dem Baronet verließ, war er trunken von Hoffnung, diesem Wein des Herzens. Die Zukunft hatte ihre Schatten verloren und erschien ihm als lauter Klarheit. Er sah einen Gegenstand vor sich, ein Ziel, um seine Bestrebungen darauf zu richten und einen edeln Dank zu gewinnen.

Er suchte also mit elastischem, freudigem Schritt am andern Tage Ellen am Ufer des kleinen See's auf, um ihr zu erzählen, wie Sir William sein Geständniß aufgenommen hatte. Aber als er sich der Geliebten näherte, konnte er nur ihren Namen flüstern und ihre Hand an seine Lippen führen. Beide schwiegen anfänglich still, denn ihre Herzen bebten vor Glück.

Aber allmälig setzte Henry Miß de Vere alle die Umstände jener merkwürdigen Unterredung aus einander. Als er geendet hatte, sagte Ellen mit halb erstorbener Stimme:

„Aber wenn Sie den verlorenen Erben nicht fänden?“

„Ihn nicht finden! Ha!“ rief er, „und wenn er im Mittelpunkt der Erde verborgen wäre, wenn ich einen solchen Stern zum Führer habe, sollte ich ihn nicht finden? Beim Himmel! Ellen, meine Freude, seinem edeln, hochherzigen Vater ihn zurückzugeben, kann nur der nachstehen, welche ich bei dem Gedanken empfinde, daß ich eines Tags Sie die Meinige nennen werde!“

Ueber eine Stunde irrten die Liebenden am Ufer des See's herum, dessen murmelnde Quellen ihnen die himmlische Melodie, welche ihre Herzen erfüllte, zu wiederholen schienen. Allerdings mußten Jahre vergehen, ehe ihr Liebestraum in Erfüllung gehen konnte, aber deßhalb beunruhigten sie sich nicht. Zwei jungen Wanderern ähnlich, welche die Dome und Spitzen der fernen Stadt, nach der sie ihre Schritte wenden, von der Sonne vergoldet sehen, dachten sie nicht an die Schluchten und Abgründe, welche sie davon trennen, noch an die Dornsträuche, welche ihnen den Weg versperren.

Als sie in der Abtei ankamen, sagte ihnen Mrs. Jarmy, Sir William erwarte sie in der Bibliothek. Sie fanden ihn daselbst mitten unter seinen Büchern sitzend, das Gesicht noch bleich von der Bewegung des vorangehenden Abends. Er empfing Henry Ashton mit Güte, aber ernster Miene; er bezeugte Ellen alle Zärtlichkeit eines Vaters, welcher das zitternde Bekenntniß der ersten Liebe seines Kindes empfängt.

„Ellen!“ sprach er, als das Mädchen sich ihm

an den Hals warf, um sein Erröthen an dessen Schulter zu verbergen, „Ellen, Du liebst diesen Jüngling?"

Ein Ja, so schwach wie der Hauch des Zephyrs, war ihre Antwort.

„Es gibt einen zweifachen Adel," fuhr der Einsiedler fort, „den der Geburt und den der Natur. Ich schätze beide; aber wie die Werke Gottes den Werken der Menschen überlegen sind, so tragen die Eigenschaften des Herzens und Geistes, edles Streben, erhabene Hoffnung, Ehre, Liebe zur Tugend und Wahrheit bei mir über den Zufall des Namens und Blutes den Sieg davon. Die Eigenschaften besitzt Henry, und ich habe ihm Deine Hand unter einer Bedingung versprochen."

„Theurer, guter Onkel!"

„Mein edelmüthiger Wohlthäter!"

„Jener Bedingung muß ich eine andere substituiren. Die erste war dem schwachen Herzen eines beschimpften Vaters, seinem Kummer, seinen Hoffnungen entrissen; sie war Henry's und meiner unwürdig. Die, welche ich Ihnen jetzt stelle," setzte Sir William mit traurigem Lächeln hinzu, „unterwirft Ihr Glück nicht einem reinen Zufall. Zeigen Sie sich Ellens würdig durch Ihre Aufführung in der Welt, treten Sie in eine nützliche, ehrenvolle Laufbahn ein."

„Und welche kann ehrenvoller und nützlicher sein, als die Aufgabe, all' die grausamen Leiden wieder gut zu machen, welche Sie erduldet haben, Ihr gebrochenes Herz zu heilen, dadurch, daß ich Ihnen Ihren Sohn wieder gebe? Sir William,

Sie kennen nicht die Hälfte meiner Kräfte; Sie wissen nicht, wie viel Muth mir Liebe und Dankbarkeit geben können, mit welcher geduldigen Ausdauer ich darnach trachten werde, das von Ihren Feinden angezettelte Complott zu entwirren. Die Hoffnung versichert mir den Erfolg. Ihre Güte hat mich dermaßen gerührt, daß ich mich nur halb glücklich schätzen würde, wenn Etwas zu Ihrem Glück fehlte!"

„Gewähren Sie ihm seine Bitte, lieber Onkel!" flüsterte Ellen. „Was ist Ehre und Achtung der Welt neben der Freude eines Erfolges, welcher Ihr Herz von seiner Qual befreien, welcher das Lächeln auf Ihre Lippen zurückführen und Ihr Alter mit Freude krönen würde?"

„Vielleicht kann ich ihm einen Weg anzeigen, auf welchem er zu gleicher Zeit die Pflicht der Ehre und der Dankbarkeit erfüllen kann; aber es bedürfte eines Opfers."

Unwillkürlich schauten die beiden Liebenden sich an und lasen mit einem Blick ihr gegenseitiges Vertrauen in das Wohlwollen und die Aufrichtigkeit des Baronets, so wie ihre Unterwerfung unter seine Wünsche.

„Die Abwesenheit," fuhr er fort, „diese Prüfung, welche das Herz stärkt, welche das Gold des Herzens unberührt läßt und sich nur mit der Legirung vereinigt."

„Wir können sie ertragen," sagte Ellen mit fester Stimme; „meine Liebe wird sich niemals ändern."

„Die meinige ebenso wenig," setzte Henry mit

Wärme hinzu, „bis der Tod dieses Herz, das Ihre Tugenden anbetet, erstarrt hat. Ihr Bild ist das erste, das sich hier eingeprägt hat; es wird das letzte sein, das sich hier verwischt.“

Wie wir im ersten Kapitel dieser Geschichte erwähnt haben, verlor Sir William Mowbray in Rom die Spur seiner schuldigen Gattin und des treulosen Freundes, die seinem Glück einen so schrecklichen Schlag versetzt hatten. Er stellte sich also vor, nur in Rom könnte Henry jene Spur wieder auffinden. Wiewohl er sich seit langer Zeit von der Welt zurückgezogen hatte, verschafften ihm doch natürlich sein Rang und Vermögen einigen Credit, und er war überzeugt, leicht für seinen Schützling die Stelle eines Attaché bei einer Gesandtschaft Italiens zu erhalten. Eine solche Bitte von einem Mann, dessen Einfluß, wenn er ihn geltend machen wollte, die Wahlen der Grafschaft entscheiden mußte, duldete keine Verweigerung zu den Zeiten von Sidmouth und Castlereagh. Er schlug also Ellens Geliebten vor, in die diplomatische Carrière zu treten, da sie am geeignetsten war, ihn in der Welt vorwärts zu bringen. Sie gab ihm zugleich die Mittel, seinen Zweck zu verfolgen. Sie war vielleicht nicht diejenige, welche der junge Mann gewählt hätte; aber er empfand eine zu lebhafte Dankbarkeit gegen den Baronet, um nur einen Augenblick zu zögern, dessen Vorschlag anzunehmen. Seine Stimme zitterte ein wenig, als er seinen Wohlthäter fragte, wann er Carrow-Abtei verlassen müßte.

„In einem Monat und vielleicht noch früher,“ antwortete Sir William.

„In einem Monat!“ flüsterte der junge Mann Ellen in's Ohr, als er ihr Adieu sagte, nachdem sie die Bibliothek verlassen hatten; „wir haben nur noch einen Monat dem Glück und der Liebe zu weihen!“

„Dankbarkeit und Pflicht werden sie ersetzen,“ erwiderte das edle Mädchen, welche sich alle Mühe gab, ihre Thränen zurückzuhalten.

Und nach dem Pachthof sich begebend, fragte sich der Liebende, welche Aufnahme die Nachricht von seiner Abreise bei der Farmerin und ihrem Gatten finden würde. Was seine Liebe und die schöne Zukunft betraf, die sich vor ihm öffnete, so hatte er durchaus nicht die Absicht, darauf die geringste Anspielung zu machen.

„Nein, Ellen,“ sprach er bei sich, „Niemand als Dein Oheim darf das Geheimniß unserer Herzen kennen, bis zu dem Tage, wo Du, ohne zu erröthen, den Gegenstand Deiner Wahl vor der Welt nennen kannst. Er wird sich des Glaubens, den er gefunden hat, würdig zeigen!“

Während diese Ereignisse vorfielen, war eine zahlreiche Gesellschaft in Bungalore-Hall, der Behausung von Sir Jasper Pepper, dem reichen Director der ostindischen Compagnie, versammelt. Das Haus, ein ungeheures, aber unbequemes Gebäude, lag etwa sieben Meilen von Carrow-Abtei. Es war von Sir Jaspers Vater, der sein Glück in Indien gemacht hatte, errichtet worden, und bildete eine Nachahmung der italienischen Villen, deren Architectur zu dem veränderlichen Clima Englands durchaus nicht paßt.

Alles schien daselbst so traurig wie neu, denn das Geld, das mit Ziegeln und Steinen Wunder thun kann, vermag zum Unglück nicht viel mit den Bäumen. Sie müssen Zeit haben, groß zu werden. So erblickte man daselbst nicht jene düstern Waldungen, welche der Landschaft Tiefe geben; es gab daselbst weder riesige Eichen noch ehrwürdige Ulmen, wie in dem Park von Sir William Mowbray.

Dafür waren die Wege mit glänzendem Sand bedeckt und man ließ daselbst nicht ein (schlechtes) Gräschen treiben; die Staudengewächse waren sorgfältig beschnitten; Vasen ohne Blumen und Statuen von Gyps zierten den Rasen, in dessen Mitte sich ein Teich befand, mit dem Namen eines See's beehrt, wo traurig einige seltene und unglückliche Gold- und Silberfische herumschwammen. Auf einem Inselchen erhob sich eine Pagode, unter der man eine Art Grotte sah, die zwei unglücklichen Pelikanen, einem Geschenk aus Indien von einem Freunde des Directors, zur Zufluchtsstätte diente. Bungalore-Hall war nicht die Hauptbesitzung von Sir Jasper Pepper; aber da die andere in der nördlichen Grafschaft gelegen und folglich sehr entfernt von der Hauptstadt war, so hatte er nur selten Zeit, jene zu besuchen.

Unter der Gesellschaft befanden sich der General Bouchier und sein Neffe, Miran-Hafaz und der Khan, Lady Harebell und ihre Tochter, ein College des Directors mit seiner Frau, Oberst Mowbray und sein Sohn Walter, ein junger Mann von zwanzig Jahren, der ebenso sehr die edeln Eigenschaften, wie den Namen seines Stamms geerbt hatte.

Am Morgen ihrer Ankunft wurde Miran, welcher europäisches Costume angelegt hatte, zum ersten Mal Isabelle vorgestellt, deren Schönheit ihn ergriff, so sehr er sich Ellen zugethan glaubte. Die Manieren des jungen Fräuleins, welcher die Mutter ihre Lection einzuüben Sorge getragen hatte, bestärkten nur den Eindruck, den ihre Schönheit auf ihn machte.

Der junge Indier behielt die meisten Vorstellungen des Orients bezüglich der Frauen bei. Die Freiheit der Beziehungen, welche er zwischen den Geschlechtern in England bemerkte, verletzte in ihm das Gefühl der Schicklichkeit. Der Walzer und die ausgeschnittenen Kleider waren ihm ein Abscheu; er bekümmerte sich nichts um eine Schönheit, die den Blicken der ganzen Welt ausgesetzt war; es erinnerte ihn allzu sehr an einen Sclavenmarkt. Lady Harebell, von dem General berathen, hatte ihre Tochter demzufolge instruirt. So war Isabelle fast wie eine Nonne gekleidet, als der Nabob ihr vorgestellt wurde.

„Was für ein liebenswürdiges Mädchen!“ sagte Miran mit leiser Stimme zu dem General.

Und Isabelle senkte schüchtern die Augen unter seinem Blick.

„Ja,“ erwiderte der alte Bursche, „und ebenso bescheiden als schön.“

Capitän Herbert, der in der Nähe war, biß sich in die Lippen und runzelte die Stirne. Er wollte nicht, daß seine Cousine von einem Andern als ihm bewundert werde, und doch war er

entschlossen, Miß Pepper zu heirathen; aber die Männer sind solche Egoisten!

Die Ungeduld Mirans, Ellen wieder zu sehen, duldete keinen Aufschub. Eine Stunde also nach dem Frühstück brach er in Gesellschaft des Obersts, Walters und des Khans auf, der aus ihm bekannten Gründen auf Beibehaltung orientalischen Costüms beharrte; die kleine Gesellschaft nahm ihren Weg nach der Abtei von Carrow.

Sir William war allein, als sie ankamen; Ellen und ihr Geliebter machten ihren gewöhnlichen Spaziergang im Park.

Wenn die beiden Brüder sich keine große Zuneigung beim Wiedersehen bezeugten, so war ihre Begegnung wenigstens herzlich, und dieß war Alles, was der Spieler hoffen konnte, denn sein Gewissen sagte ihm, daß er es nicht verdiente.

Siebenzehntes Kapitel.

Der Baronet sah zum ersten Mal seinen Neffen Walter Mowbray, dessen einfache Manieren und auffallendes Aeußere einen günstigen Eindruck auf ihn zu machen schienen. Man bemerkte an dem jungen Mann kein Bestreben, zu glänzen oder zu gefallen; Alles an ihm war natürlich, wenn auch ein wenig

zurückhaltend; denn er begriff nicht, warum bei ihrer nahen Verwandtschaft weder er, noch sein Vater jemals in die Abtei eingeladen worden waren.

„Ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, meine Nichte zu umarmen," sagte der Oberst, nachdem er die ihn begleitenden Personen vorgestellt hatte. „Walter wünschte gleichfalls lebhaft, mit Dir und seiner Cousine bekannt zu werden; mein junger indischer Freund war der Genosse von Ellens Kindheit; so habe ich, wie Du siehst, Bruder, keine Zeit zum Schreiben gehabt, um Dich auf meinen Besuch vorzubereiten."

„Das war nicht nöthig," erwiderte Sir William mit melancholischem Lächeln. „Du bist immer sicher, mich in der Abtei zu finden."

Der Baronet hatte die verrätherische Röthe bemerkt, womit das Gesicht seines Neffen in dem Augenblick sich bedeckte, da der Oberst auf dessen Verlangen, seinem Oheim vorgestellt zu werden, anspielte. Die Thatsache war, daß Walter es sorgfältig vermieden hatte, einen Wunsch in dieser Beziehung auszudrücken; seine stolze und empfindliche Natur bedauerte lebhaft die Gleichgültigkeit, womit er bis dahin von Sir William behandelt worden war; er ahnte nicht, daß es irgend einen Beweggrund zu seinem Betragen geben konnte.

Miran war in tödtlicher Unruhe während der Unterhaltung, die bald allgemein wurde. Bei dem mindesten Geräusch fuhr er zusammen und schaute forschend nach den Fenstern, von wo man in den Park sah. Sein Herz wurde von Ungeduld und

Eifersucht verzehrt; aber er wagte nicht, seinen Empfindungen den Lauf zu lassen; es lag in der Miene des Baronets eine Art kalter Majestät, welche ihm imponirte.

„Dieses Portrait,“ sprach der Oberst zu seinem Sohn, dessen Aufmerksamkeit auf einen van Dyk ihm gegenüber gerichtet war, „ist das Deines erlauchten Vorfahren, Sir Richard Mowbray, der während der Bürgerkriege ein Commando unter Fairfax hatte.“

„Ich kenne seine Geschichte,“ erwiderte der junge Mann, „und bewundere seinen Charakter nicht.“

„Warum nicht?“ fragte sein Oheim.

„Weil er Ruprechts Freund gewesen war, und weil er dem Prinzen gesagt hatte, die Leute, die er aushöbe, seien für den Dienst des Königs, nicht des Parlaments. Nie kann meiner Ansicht nach die Treulosigkeit einer guten Sache Glück bringen.“

„Sie sind also der Meinung, daß die Sache des Parlaments eine gerechte war?“ bemerkte Sir William, der vielleicht das Urtheil und die Gesinnung seines Neffen prüfen wollte.

„Im Anfang, ja.“

„Und der Tod des Königs?“

„War ein Verbrechen der beleidigten Menschheit. Sein Unglück, noch mehr seine Krone machten seine Person geheiligt.“

Der Einsiedler lächelte mit beifälliger Miene. Es kam ihm vor, als würde er gern einen jungen Mann kennen lernen, dem in dem Fall, daß sein Sohn nicht wieder gefunden würde, sein Erbe werden konnte.

Hufschläge von Pferden ertönten in der großen

Sandallee, welche auf die Façade der Abtei stieß, und zogen den Baronet und seine Besucher an das Fenster. Ellen und ihr Begleiter, von dem alten Martin gefolgt, näherten sich rasch dem Hause.

„Ist das meine Cousine?“ fragte Walter Mowbray; „wie schön ist sie!“

Miran machte keine Frage; sein Herz sagte ihm, daß es Ellen war, ehe er deren Züge zu erkennen vermochte.

Als die Reiter an der Vorhalle anlangten, half der Baronet seiner Nichte absteigen und stellte sie dann seinem Bruder und seinem Neffen mit einem Gefühl des Stolzes und beinahe väterlicher Liebe vor. Als der Oberst die Wange des hübschen Mädchens küßte, runzelte der junge Indier die Stirne; er fand, daß dieß beinahe eine Entweihung wäre, aber sein Aerger war noch eine Lust in Vergleichung mit den Qualen, welche er litt, als Walter vermöge der Vetterschaft dasselbe Privilegium in Anspruch nahm.

„Bin ich ganz und gar vergessen?“ fragte er auf sie zutretend.

„Miran, lieber Miran!“ rief Ellen, ihm beide Hände reichend. „Das ist wahrhaftig eine unerwartete Freude! Er ist,“ setzte sie zu Sir William gewendet hinzu, „der Genosse meiner Kindheit gewesen; wir waren Freunde, und welche Freunde! So lang er in meiner Nähe war, habe ich nie gefühlt, daß mir ein Bruder fehlte!“

Das Gesicht des jungen Indiers erglänzte vor Freude. In dem Glück, welches sie empfand, ihn wiederzusehen, hatte die einfache, offenherzige Ellen die Insinuationen der Aya, die Qualen, welche

Miran ihretwegen erduldet, und die Erklärung, die man diesem Empfang geben konnte, vergessen. Der Baronet verstand sie vollkommen; er überzeugte sich aus der Freimüthigkeit ihres Benehmens bei diesem Empfang, daß sie für den Genossen ihrer Kindheit nie etwas Anderes als die Liebe einer Schwester gehabt hatte.

Nicht so war es mit Henry; die Liebe kann nicht kalt raisoniren; zum ersten Mal fühlte er die bittere Beklemmung der Eifersucht.

Als Sir William ihn als Ellens Retter vorstellte, war es interessant, die verschiedenen Schattirungen des ihm zu Theil werdenden Empfangs zu bemerken. Der Oberst bemühte sich, dankbar zu erscheinen, aber es gelang ihm nicht, seine Stimme strafte seine Worte Lügen.

„Die Freunde von Miß de Vere," sagte Miran, „können ihre Verpflichtungen nicht lebhaft genug ausdrücken. Es würde mir ein Vergnügen sein, dem jungen Mann zu beweisen, wie sehr ich seine Dienste schätze."

Henry Ashton's Stirne bedeckte sich mit Röthe; der Ton, womit diese Worte gesprochen wurden, beleidigte ihn, und die beiden Nebenbuhler schauten einander einige Augenblicke stillschweigend an.

„Mr. Henry Ashton, auf den Sie anspielen," erwiderte der Baronet mit markirter Absichtlichkeit, „ist auf dem Punkte, die diplomatische Laufbahn zu betreten; wenn Ihre Beziehungen zu den Höfen und Cabineten Europa's Sie in den Stand setzen, ihm einen Dienst zu leisten, wird er gewiß Ihre Anerbietungen dankbar annehmen."

Miran biß sich in die Lippen, ohne zu antworten. Er war zu weit gegangen und fühlte, daß er, wenigstens vor Sir William, vorsichtig handeln mußte.

Die Bemerkung des Einsiedlers hatte den doppelten Vortheil, Henry auf einen Fuß der Gleichheit mit den Besuchern zu stellen und dem Indier begreiflich zu machen, daß sein Rang und Vermögen ihn in England nicht berechtigten, die Rolle des Beschützers zu spielen.

Sir William drehte sich, um die Wirkung seiner Worte auf seinen Neffen zu sehen, und ein wohlwollendes Lächeln erhellte dessen Züge. Walter drückte Henry herzlich die Hand.

„So ist's recht," sprach er bei sich, „ich muß mit dem jungen Mann nähere Bekanntschaft machen."

Die Gesellschaft begab sich sogleich nach der Bibliothek, wo Miran vergeblich versuchte, mit Ellen eine besondere Unterhaltung anzuknüpfen. Das Mädchen wich ihm mit instinctartigem Tact aus.

„Ich sehe, daß Sie mich vergessen haben," sagte er mit leiser Stimme.

„Vergessen!" wiederholte Ellen laut genug, um im ganzen Zimmer gehört zu werden, „wie können Sie so ungerecht sein? Wir haben bei meinen lieben Eltern in Indien allzu glückliche Augenblicke zugebracht! Es ist unmöglich, daß ich jemals die vergesse, welche von ihnen geliebt worden, oder gegen mich gut gewesen sind."

„Und Zara?" sagte der junge Mann.

„Sie ist hier; sie wird entzückt sein, Sie zu sehen."

Während dieser Unterhaltung war Henry Ashton wahrhaft unglücklich. Er wäre gern mit Ellen allein gewesen, um aus ihrem Munde eine Versicherung zu empfangen, daß Miran für sie nur ein Freund, ein Bruder sei. Es war für ihn eine unaussprechliche Erleichterung, als der Oberst und seine Begleiter, nachdem sie ihren Besuch bis an die äußersten Grenzen der Schicklichkeit ausgedehnt hatten, sich erhoben, um abzugehen.

„Du mußt mir Deinen Neffen lassen," sagte der Baronet zu seinem Bruder, „damit wir einander genauer kennen lernen."

Walter's Gesicht strahlte vor Freude, als er diese Einladung annahm, für deren Mitbetheiligung Miran die ganze Welt gegeben hätte. Aber Sir William beschränkte sich auf die kalte Erklärung, daß er ohne Zweifel das Vergnügen haben werde, ihn vor seiner Abreise noch einmal zu sehen.

„Ich werde noch nicht abreisen," antwortete der junge Mann mit einem traurigen Blick auf Ellen, „dieses Land hat zu viele Reize für mich."

Beim Abgehen von der Abtei begegneten Miran und der Oberst der Aya, welche auf die Nachricht von der Ankunft ihres Pfleglings im Gang auf ihn wartete. Mit jener halb wilden Zuneigung, die ihrem Character und Lande eigenthümlich war, faßte sie seine Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Zara," sagte er hindostanisch, „mein Herz ist gebrochen."

„Nein, nein," erwiderte seine Amme, „eine Schlange hat es verwundet, aber die Wunde wird heilen. Seien Sie kalt wie der Schatten eines

Grabes, aber fest wie der Marmor, wovon es erbaut ist. Wachsame Augen werden Sie belauschen und treulose Ohren gierig auf alle Worte horchen, die Sie sich entschlüpfen lassen. Ellen wird doch mit Ihnen nach Indien zurückkehren und ich werde mitten unter den Kindern meiner Kinder sterben! Wo ist der Khan?"

„Er hat sich geweigert, mich in die Abtei zu begleiten; ich habe ihn im Dorfe gelassen."

„Ich will ihn aufsuchen und durch ihn Sie einen Ort wissen lassen, wo wir uns in aller Sicherheit sehen können. Jetzt ziehen Sie sich zurück; der Grabes-Bewohner (so nannte sie gewöhnlich den Baronet) beobachtet uns!"

Während der Wagen den Oberst Mowbray allein mit Miran-Hafaz durch die Allee davon=führte, rief dieser, endlich seinem Zorn freien Lauf lassend: „Ich fühle es, ich hasse diesen Bauern, diesen Henry Ashton!"

„Ich auch," bemerkte kalt sein Begleiter.

„Sie?"

„Ja," erwiderte der Spieler. „Mein Bruder ist in seiner Einsamkeit nicht mehr zum Vormund eines Mädchens, wie Ellen, geeignet. Dieser junge Mann scheint sie bezaubert zu haben; sie behandelt ihn wie ihresgleichen. Erinnern Sie sich, mit welcher Bitterkeit Sir William Ihre Dienstanerbietungen an diesen Bauern beantwortete?"

Der Indier erröthete. Es war die erste Demüthigung, die er über sich hatte ergehen lassen, ohne auf der Stelle Rache zu nehmen; es ärgerte ihn,

daß der Oberst, den er verachtete, Zeuge davon gewesen war.

Am Ende des Parks machte sein Verbündeter ihn darauf aufmerksam, daß sie den Khan mitnehmen müßten, der im Dorfe geblieben war.

„Macht nichts,“ sagte der Indier, „er kann allein zurückkommen.“

„Nachdem er Ellens Amme gesehen hat,“ bemerkte sein Begleiter. „Sie sehen,“ setzte er mit einem Lächeln hinzu, „daß ich ein wenig Hindostanisch verstehe und edelmüthig genug bin, es Sie wissen zu lassen. In meiner Jugend bestimmte man mich zu einer Anstellung in Indien, ich hätte vielleicht besser daran gethan, sie anzunehmen.“

Miran dachte dasselbe, denn in diesem Fall wäre der Oberst aller Wahrscheinlichkeit nach der Vormund seiner Nichte geworden. Seitdem er Sir William Mowbray gesehen, sagte ihm Etwas, Ellen habe einen Beschützer gefunden, den er nur mit Aufbietung seiner ganzen Energie und Gewandtheit zu täuschen vermöchte. Aber was zuerst in Betracht kam, war, sich seines Nebenbuhlers zu entledigen. Die Gedanken seines Begleiters zielten auf denselben Gegenstand ab.

Achtzehntes Kapitel.

Beinahe unmittelbar nach seines Vaters Abgang drückte Walter die Absicht aus, die Kirche von Carrow zu besuchen, welche die Monumente seiner Vorfahren enthielt. Sein Oheim sagte ihm, dieselbe liege ganz nahe am Park und er habe Zeit genug, noch vor der Stunde des Diners seine Neugierde zu befriedigen. Er fügte bei, Henry Ashton würde sich ein Vergnügen daraus machen, ihn zu begleiten.

Der junge Mann schaute auf Ellen, wie um die Gunst ihrer Gesellschaft anzusuchen.

„Man darf Ellen nicht zu sehr ermüden," sagte der Baronet, „sie wird bei mir bleiben."

Wie wenn es von dieser Bestimmung keine Appellation mehr gäbe, zogen sie ohne jene ab.

„Wer ist dieser Miran-Hafaz?" fragte Henry Walter, als sie mit einander die Allee hinunter gingen.

„Der Sohn einer Begum oder indischen Fürstin, welche die Vorurtheile ihrer Caste so weit vergaß, um einen englischen Officier zu heirathen."

„Wie hieß dieser Officier?"

„Ich habe seinen Namen nie erfahren."

„Die Manieren dieses Miran sind sehr sonderbar."

„Mehr als sonderbar; sie sind ganz auffallend. Er ist freigebig bis zur Verschwendung; er liebt die Gesellschaft, wo er alle ihm Begegnenden als ihm untergeordnet behandelt. Ich habe es niemals gegenüber (von) mir wahrgenommen, aber ihn bei seinen Unterhaltungen mit Andern einen Ton annehmen

hören, der mir eine sehr schlechte Vorstellung von seinem Character beigebracht hat."

Die Andern, auf welche er anspielte, waren sein Vater und Henry; aber Achtung und Zartheit hinderten ihn, sich deutlicher zu erklären.

„Er ist der beste Schütze, den ich kenne; ich habe ihn dreimal nach einander einen Würfel auf dreißig Schritte Abstand treffen sehen."

„Vielleicht thut er sich auf seine Geschicklichkeit Etwas zu gut?" sagte Henry bitter.

„Möglich; ich bin sogar geneigt, es zu glauben, denn es lag etwas Prahlerisches in der Art und Weise, deren er sich bediente, uns dieselbe zu zeigen."

Während sie der Kirche zuschritten, befestigte sich der günstige Eindruck, den die jungen Leute auf einander gemacht hatten, gegenseitig. Walter Mowbray sprach mit der größten Offenheit von der Schönheit und Sanftmuth seiner Cousine. „Ich bin überzeugt," setzte er hinzu, „ich würde sie gleich einer Schwester lieben."

Das Wort Schwester beschwichtigte ein gewisses Gefühl der Unruhe, welches seinen Begleiter anwandelte. Es lag so viel Aufrichtigkeit in Walters Ton, und seine Manieren waren so natürlich, daß Henry's Verdacht entwaffnet wurde, wiewohl Liebende eine eifersüchtige Race sind.

Während des übrigen Wegs machte er noch mehrere Fragen bezüglich des Indiers, besonders über seine Geschicklichkeit als Schütze.

„Ich muß mich üben," dachte er. Und ohne daß er beinahe wußte, warum, bemächtigte sich seiner das Verlangen, ein guter Schütze zu werden.

Die Kirche von Carrow war einer jener schönen, im Osten Englands so gewöhnlichen Tempel. Seine spitzbogenartigen Fenster zeigten, daß sie nach der normännischen Eroberung erbaut worden war; aber die Einzelheiten ihrer Architectur waren unter dem Mantel von Epheu, der sie vollständig bedeckte, verborgen. Im Chor befanden sich viele Grabsteine und seltsame Monumente über einander, meistens mit dem Wappenschilde der Mowbray. Als sie in die Kirche traten, begegneten sie einem Mann von hoher Statur, sonnverbranntem Teint, scheinbar zwischen fünfzig und sechzig Jahre alt und orientalisch gekleidet. Er verbeugte sich tief vor Walter und zog sich zurück.

„Wer ist es?“ fragte Henry.

„Man nennt ihn Khan und er ist dem Rang nach ein Mittelding zwischen einem Freund und einem Diener von Miran-Hafaz. Armer Teufel! Er muß sich in diesem Lande sehr langweilen, da er kein Wort von unserer Sprache versteht.“

„Sind Sie dessen gewiß, Sir?“ fragte Jemand hinter ihnen.

Sie drehten sich um und Henry erkannte Dick Martin, den Bereiter, auf einem der Grabsteine sitzend. Seine Neugierde war, wie das bei alten Leuten gewöhnlich ist, durch das Aussehen und seltsame Costüm des Fremden erregt worden, dem er im Dorfe begegnet und bis in die Kirche nachgegangen war, wo er während seines Besuches sich verborgen gehalten hatte.

„Allerdings,“ antwortete Walter, „warum zweifelt Ihr daran?“

Der alte Stallknecht heftete einen forschenden

Blick auf den jungen Mann, als wollte er sich versichern, daß er ihn nicht täuschen wolle, ehe er erklärte, der Khan sei seiner Meinung nach bewanderter in der englischen Sprache, als er vorgebe.

„Ich will es Ihnen sagen, Sir," nahm er, ohne Zweifel von seiner Prüfung befriedigt, das Wort. „Sehen Sie diese Gallerie?"

Dick Martin zeigte auf eine in Eichenholz geschnitzte Emporkirche, welche einst die Chorbühne gewesen war.

„Sie sehen dieselbe, aber können nicht sagen, wer die sind, welche dort sitzen. Mr. Henry weiß es wohl. Es ist der Platz für die Schulkinder: viele grauköpfige Greise haben dort zum ersten Mal die Worte des Gebetes gehört. Stiegen Sie die Treppe hinauf und untersuchten Sie die Kehrseite der Felder, so würden sie grob eingeschnittene Namen und Daten daselbst finden. Ich könnte Ihnen mehrere dieser Namen selbst auf den Steinen des Kirchhofs zeigen."

„Aber welchen Bezug hat das auf den Fremden?" fragte Henry, den Martins Worte lebhaft zu interessiren anfingen.

„Vielleicht keinen besondern, weil es, recht betrachtet, bloßer Zufall oder Neugierde sein könnte. Aber ich will es Ihnen sagen. Dieser Fremde, wenn es anders ein Fremder ist, hat hinter der Thüre des Chors die Treppe zu der Emporkirche so leicht gefunden, als ich selbst, der ich in meiner Kindheit gewöhnlich alle Sonntage da hinaufstieg; denn ich bin in der Schule von Carrow bis zu dem Tage gewesen, da der Großvater von Sir William mich in seine Dienste nahm."

„Nun!“ riefen die beiden jungen Leute.

„Er blieb über eine halbe Stunde oben, um unter den Namen zu suchen, welche die Kinder mit ihren Messern eingeschnitten haben, wie ich Ihnen sagte. Ich möchte wissen, welchen Namen er suchte . . . . Es konnte doch nicht der seinige sein,“ setzte er in einem Ton hinzu, der nichts weniger als sicher war.

Henry Ashtons Herz schlug heftig. Er hatte oft seinen würdigen Oheim sagen hören, er und sein Bruder haben, da sie noch Kinder waren, ihre Namen auf der Emporkirche eingeschnitten. Könnte er es wohl sein? dachte er; nein, diese Idee war zu albern.

„Ist dieß Alles, was Ihr bemerkt habt?“ fragte er.

„Alles,“ antwortete Dick Martin, „außer daß er beim Herabsteigen sich mit einem schönen, goldgewirkten Taschentuch die Augen wischte. Aber es konnte auch vom Staub herkommen, denn er scheint nicht der Mann, eine Thräne zu vergießen.“

Von Neugierde getrieben, stiegen alle drei auf die Chorbühne hinauf, welche wirklich zahlreiche Spuren von Messern kleiner Knaben trug. Nachdem sie lange Zeit mitten unter den Hieroglyphen, deren Bedeutung vergessen worden war, herumgesucht hatten, entdeckte Henry endlich die Namen von Philipp und Matthäus Ashton innerhalb eines großen Kreises eingeschnitten. Der alte Stallknecht zeigte freudig den seinigen, den die Zeit beinahe verwischt hatte, und begann, sein Messer nehmend, die Linien, welche die Buchstaben seines Namens bildeten, tiefer zu graben.

„Da ist einer, der gleichfalls aufgefrischt worden ist,“ sagte Walter Mowbray.

Seine Begleiter traten näher und lasen den Namen Richard Musgrove.

„Richard Musgrove!“ wiederholte Ellens Geliebter, „ich habe gewiß diesen Namen schon gehört.“

„Sehr wahrscheinlich,“ sagte der Alte; „Musgrove war der Name einer Wittwe, welche mit ihrem Sohn Richard auf der Farm Ihres Oheims wohnte, viele Jahre, ehe Sie zur Welt kamen.“

„Und dieser Fremde?“

„Kann nicht Richard Musgrove sein, dessen ich mich sehr gut erinnere. Es war ein großer schöner Jüngling mit blauen Augen und blonden Haaren. Er hat vor beinahe dreißig Jahren Carrow verlassen, um sein Glück in der Fremde zu suchen.“

„Ist er niemals heimgekehrt?“ fragte Henry.

„Niemals. Seine Mutter starb kurz nach seiner Abreise und ist gegenüber von der südlichen Vorhalle begraben.“

Ueberzeugt, daß Richard Musgrove und der Gegenstand ihrer Neugierde zwei verschiedene Personen waren, stiegen sie von der Emporkirche herab und kehrten in den Chor zurück, wo Dick Martin Walter Mowbray die Gräber und Monumente seiner Vorfahren zeigte.

„Es war ein tapferer Stamm,“ sagte er, „es wäre Schade, wenn er erlösche!“

Die Stunde zum Diner schlug, als die jungen Leute in der Abtei ankamen.

Neunzehntes Kapitel.

Es ist etwas Seltsames um die Menschheit. Man erzählt, daß ein großer Musiker niemals componirte, als im Hofkleide und mit dem Diamant, den ihm die Kaiserin Maria Theresia geschenkt hatte, am Finger. Rembrandt und Correggio malten nur in dunkeln Gemächern, wo kaum das Tageslicht eindrang, und Dick Martin konnte seine Ideen nur im Stalle sammeln. Hier fand er sich zu Hause und hieher zog er sich allemal zurück, wenn ihn etwas verdroß oder in Verlegenheit setzte. Verschiedene Vorstellungen und Bilder wogten in seinem Geist auf und ab, an die Person des Fremden geknüpft, dessen Besuch in der Kirche seine Neugierde erregt hatte; aber er vermochte sie nicht einen Augenblick fest-zu-halten.

„Macht nichts!" murmelte er, über den Hof schreitend, um sich nach seiner Lieblingsstätte zu begeben, von wo nach der gewöhnlichen Aussage der Domestiken es eben so gefährlich war, ihn wegziehen, als einen Dachs mit der bloßen Hand in seinem Bau fassen zu wollen. „Macht nichts! Alles wird sich im Stall machen!"

Die Zeit wird uns lehren, ob der alte Stallknecht mit seinen Berechnungen Recht hatte.

Wie die meisten Menschen, die nur wenig Worte machen, war Dick Martin ein großer Beobachter, ein stummer Chronist über Alles, was auf dem seiner Autorität unterworfenen Gebiet vorkam. Er erinnerte

sich der Namen und Thaten aller Pferde des Gestütes der Mowbray während der drei letzten Generationen. Es gab besonders einen Sattel, den er in großer Verehrung hielt, eine Art Jagdsattel, dessen sich der Nimrod der Familie, der Großvater Sir Williams, unter dessen Auspicien Dick in seine Laufbahn eingetreten war, bedient hatte. Niemand außer ihm wagte, die Hand daran zu legen.

Während der ehrliche Alte, in den Stall zurückgezogen, damit beschäftigt ist, seine Ideen in Ordnung zu bringen, müssen wir unsere Leser bitten, uns in den Salon der Abtei zu folgen, wohin sich der Baronet und seine Gäste nach dem Diner begeben haben.

„Was denken Sie von meinem Neffen?" fragte Sir William seinen Schützling, mit einem Blick auf seinen Neffen, der durch die Art und Weise, wie er von ihrem Geliebten sprach, in der Gunst seiner Cousine rasche Fortschritte machte.

„Ich denke, er ist des Glücks werth, Ihr Neffe zu sein," antwortete Henry. „Ich kenne ihn erst seit einigen Stunden, und doch ist es mir mit ihm wie mit einem Freunde aus der Kindheit. Seine Seele ist wie ein schönes Blatt in einem schönen Buch; man kann es auf den ersten Blick lesen. Ich bin überzeugt, Sir William, Sie werden ihn lieben, wenn Sie ihn kennen lernen."

Die Lebhaftigkeit seines Gegenredners entlockte dem Baronet ein Lächeln. Andere würden auf den neuen Ankömmling eifersüchtig gewesen sein; Henry war über jede selbstsüchtige Empfindung erhaben.

„Es freut mich sehr, daß Sie ihn lieben; das unterstützt meinen ersten Eindruck; bis jetzt habe ich mir noch kein Urtheil über ihn gebildet. Die Vorsicht ist eine der bittern Lehren der Erfahrung! In der Jugend lieben wir alle Sprachen, welche uns von Freundschaft oder Liebe reden; erst wenn wiederholte Verrräthereien und Treulosigkeiten uns das Herz vertrocknet haben, wird unser Ohr taub für diese verführerische Sprache."

„Wenn Zweifel die Klugheit ist, welche die Erfahrung gewährt," sagte Henry mit einem Seufzer, „so wolle Gott, daß ich dieselbe nie erlange!"

„Möge es so sein! Denn man erkauft die Klugheit nur um den Preis grausamer Leiden. Was meinen Neffen betrifft, so habe ich vielleicht bis jetzt meine Pflichten gegen ihn vernachlässigt, in Anbetracht des engen Bandes, das uns vereinigt; aber es ist noch nicht zu spät, diese Vergeßlichkeit wieder gut zu machen, wenn er sich, wie ich hoffe, meiner Freundschaft würdig zeigt."

„Darauf möchte ich schwören!" rief Henry. „Ich vertraue gerner den Eindrücken und Sympathieen der Jugend, als den kalten Lehren der Erfahrung."

Während des übrigen Abends fuhr der Baronet fort, seinen Neffen aufmerksam zu beobachten. Hätte der junge Mann das von ihm einzuhaltende Benehmen zur Gewinnung von seiner Gunst studirt, er wäre nicht im Stande gewesen, es besser anzustellen, so ungezwungen und natürlich waren seine Manieren, angenehm ohne absichtliche Bemühung, vertrauensvoll ohne Keckheit.

Ein Umstand namentlich machte seinem reichen

Verwandten Freude. Als Ellen ihrem Cousin versprach, ihm am nächsten Morgen den See und die schönsten Plätze des Parks zu zeigen, wußte es dieser so zu arrangiren, daß der Retter des Mädchens auch von der Partie war; und als Henry zu einer späten Stunde sehr ungern sich entfernte, bestand er darauf, ihn bis zum Portierhäuschen zu begleiten.

„Gut so!" sprach der Baronet bei sich, „sie sind werth, Freunde zu sein . . . . Nun, Ellen," setzte er laut hinzu, „Du hast einen Cousin gefunden!"

„Sagen Sie vielmehr einen Bruder!" erwiderte das glückliche Mädchen. „Sie können nicht glauben, wie gut und liebevoll er ist, wie er Ihnen gleicht! Ich habe aus seinem Munde nicht ein einziges Wort gehört, das ich vergessen möchte!"

„Vielleicht," sprach ihr Oheim ernst, „vielleicht hast Du einen Liebhaber gefunden?"

Die Waise erröthete und stockte einen Augenblick, ehe sie antwortete.

„Walter empfindet für mich nichts dergleichen," sagte sie. „Ich bin überzeugt, er wird mir nie den Kummer machen, mich zu lieben. Als er mir gute Nacht sagte, hätte ich ihn umarmen können, fast ehe er mich darum bat, was er niemals gethan haben würde, wenn er das geringste Symptom der Liebe, von der Sie reden, gefühlt hätte."

„Und warum nicht?"

„Weil eine solche Bitte mich beleidigt hätte," erwiderte Ellen stolz. „Also dießmal, lieber Onkel," setzte sie, mit zärtlichem Lächeln ihn anschauend, hinzu, „haben Sie Unrecht, sehr Unrecht. Cousin Walter liebt mich nicht."

„Und der junge Mann, der bei meinem Bruder war, der Gespiele Deiner Kindheit, der erste Freund, kannst Du dasselbe von ihm sagen?"

„Er hat mir niemals gesagt, daß er mich liebe; aber ich fürchte, er liebt mich!"

„Du fürchtest?"

„Ja! Gibt es ein größeres Unglück, als von Jemand geliebt zu werden, den man nur achten kann? zu wissen, daß man ihn unwillkürlich betrübt, gezwungen zu sein, den Ausdruck seiner Gedanken und Empfindungen abzumessen, aus Furcht, er möchte sie übel deuten? Miran ist von Natur gut und edel, und Sie haben gesehen, wie ungerecht ihn seine Thorheit gemacht hat."

„Du hast Recht, Ellen," sagte ihr Onkel, ihre Aufrichtigkeit und Einfalt bewundernd; „die Liebe, welche wir nicht erwidern können, ist wahrhaft ein Unglück, und um Dir einen solchen Schmerz zu ersparen, werde ich selbst Deinen Cousin von Deinem Verhältniß mit Henry Ashton in Kenntniß setzen. Was Deinen indischen Bewunderer betrifft, so fürchte ich, daß eine solche Andeutung zu spät kommen möchte!"

Die Waise dachte ebenso; aber Sir William führte die Unterredung nicht weiter fort, sondern wünschte ihr, nachdem er sie auf die Wange geküßt, gute Nacht.

Als die jungen Leute die Abtei verließen, stießen sie auf den Ex-Bereiter, welcher von seiner Lieblingsstätte kam.

„Nun!" sagte Henry, der seine Gemüthsart kannte, „habt Ihr in Eurem Geiste entschieden, wer

die geheimnißvolle Person ist, der wir in der Kirche begegnet sind?“

„Ja und nein,“ antwortete Martin, mit der Hand durch seine grauen, dünngesäeten Haare fahrend, wie wenn diese Verrichtung seinem Raisonnement zu Hilfe kommen sollte. „Alles hängt von einem Umstand ab.“

„Von welchem?“

„Zu erfahren, ob er Englisch spricht. In diesem Fall wollte ich Hundert gegen Eins wetten, daß ich ihn bei seinem Namen nenne.“

„Ihr könnt es wenigstens uns sagen,“ fuhr Henry Ashton fort; „wer, vermuthet Ihr, daß er sein kann?“

Der Alte schüttelte den Kopf und antwortete kurz: „Nein.“

Henry machte keinen Versuch, ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Das Nein von Dick Martin war im Hause des Baronets sprichwörtlich geworden. Man wußte, daß er niemals von einem einmal gefaßten Entschluß abwich.

Als die jungen Leute das Portierhäuschen erreichten, trennten sie sich, Einer von dem Andern entzückt: Walter, um nach der Abtei zurückzukehren, Henry, um nach der Farm sich zu begeben. Als er über die Gemeindewiese ging, kam es ihm mehr als einmal vor, als höre er ein Geräusch von Schritten hinter sich. Er hielt sogar an, um zu rufen, aber Niemand antwortete ihm.

„Bah!“ murmelte er, „welche Thoren macht die Einbildungskraft aus uns!“

Er gelangte eben an die Stelle, wo der Weg

sich spaltet und einerseits nach der Farm, andererseits nach dem Pfarrhaus führt, als ein Individuum, das am Fuß des Wegweisers niedergeduckt war, vor ihm aufstand. Henry war sogleich auf seiner Hut.

„Herr Gott! Master Henry, kennst Du mich nicht?“

Es war Joe Beans, der treue Vertraute unseres Helden.

„Joe!“ rief er, „was führt Dich hieher?“

„Ich war nicht ruhig im Geiste; ich mußte Dich sehen, Master Henry; so wollte ich denn, nachdem ich das Gespann in den Stall gebracht hatte, auf Dich warten. Ich wußte wohl, ich würde Dich an dem alten Platze, wo wir den Kaninchen im Winter aufpaßten, finden. Eine famose Unterhaltung, nicht wahr?“

„Aber warum bist Du nicht ruhig im Geist gewesen, wie Du sagst?“ fragte Henry. Seit länger Zeit war er der Meinung, Joe sey nicht so einfältig, als man von ihm behauptete.

„Hieher! Hieher, Mâster Henry, und ich will es Dir sagen!“

Nachdem er einen schmalen Fußweg eingeschlagen hatte, der nach den Anlagen führte, schritt Joe eine Zeit lang schweigend vorwärts. Endlich näherten sie sich einem Bauernhause, das von einem der Kaninchenwärter bewohnt war und gewöhnlich die Retraite genannt wurde.

„Hier!“ sagte Joe, mit einem Lächeln der Zufriedenheit; „da sind sie alle. Ich habe sie belauscht.“

„Belauscht, wen?“

„Schaue nur durch den Spalt im Laden, Du wirst es wohl sehen.“

Henry Ashton folgte dem Rath und erkannte zu seinem großen Erstaunen den Oberst Mowbray, Miran-Hafaz und die Aya.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Häuschen, oder wie man es gewöhnlich nannte, die Retraite, von Will Sideler, dem Kaninchenmeister, bewohnt, lag im Hintergrund eines Thälchens oder einer Schlucht, welche die Gemeindewiese in zwei beinahe ganz gleiche Theile trennte. Man konnte zu demselben nur auf einem schmalen, gewundenen Pfad gelangen, der unter Stauden und Dorngebüschen so gut verborgen war, daß er den Blicken Derer, welche ihn nicht kannten, leicht entging. Die beiden Abhänge waren von Hagedorn und verkrüppelten Tannen, die in dem steinigen, sandigen Boden nur magere Nahrung fanden, beschattet.

Das Häuschen, aus Ziegeln und Kieselsteinen aufgeführt, war in drei kleine Gemächer eingetheilt und unter Epheu und parasitischen Gewächsen, welche in der Umgebung wuchsen, halb begraben. Trotz seines geringen Umfangs war es übrigens für seinen Bewohner zu groß, welcher als unverheirathet und nicht des besten Rufes in der Nachbarschaft genießend,

nur wenig Besuche empfing. Kurz es war eine jener isolirten Zufluchtsstätten, wo das Verbrechen gern brütet, wo der Menschenfeind der Gesellschaft der Menschen entgeht.

Will, der Kaninchenmeister, eine Person von hohem Wuchs, etwa sechzig Jahre alt, mit harten Zügen, dem Auge eines Spürhunds, die Unterkinnlade Energie und Entschlossenheit ausdrückend, bewahrte noch trotz seines Alters große Stärke und Thätigkeit. Sein Schritt, obgleich verstohlen, war fest, seine Haltung gerade. Demgemäß hätte ein Fremder ihn für viel jünger gehalten, als er wirklich war. Es befand sich nicht eine Unze zu viel Fleisch an seinem nervigen, eisernen Knochengerüste.

In seiner Jugend war er einer der Wildhüter auf dem Herrschaftsgute Carrow gewesen, aber Sir William hatte ihn kurze Zeit, nachdem er Besitzer davon geworden war, wegen seines brutalen Characters, welcher dem ganzen Hause Schrecken verursachte, entlassen: er hatte in einem Anfall von Zorn das Messer gegen Martin, den Bereiter, gezogen. Auf Fürsprache des Obersts, seines Bruders, hatte der Baronet, wiewohl ungern, seine Einwilligung dazu gegeben, ihn zum Kaninchenmeister zu ernennen, wobei er ihm jedoch bemerklich machte, daß er bei dem ersten Act der Gewaltthätigkeit gegen Martin oder jeden andern Diener der Abtei um seine Stelle kommen würde.

Will Sideler kannte zu gut die Characterfestigkeit von Sir William, als daß er einen Augenblick an dem Vollzug dieser Drohung zweifelte, wenn er zu der geringsten Klage Veranlassung gebe. Da er

für sein Temperament nicht stehen konnte, so faßte er den Entschluß, den klügsten unter solchen Umständen, vor jeder Gelegenheit, ihm nachzugeben, sich zu hüten. Von dem Tage an, wo er Kaninchenmeister wurde, hörte er auf, die Dorfschenke zu besuchen, aus Furcht, seinen alten Camaraden zu begegnen, und blieb einsam in seiner Hütte mit seinen schlechten Gedanken.

Henry Ashton hatte Mühe, einen Schrei des Erstaunens zurückzuhalten, als er die in dem kleinen Gemach versammelte Gruppe bemerkte. Will putzte in einem Winkel sorgfältig seine Flinte; Oberst Mowbray, Miran-Hafaz und die Aya saßen vor dem Feuer und hatten eine sehr lebhafte Unterhaltung; aber sie redeten so leise, daß sein Ohr nur einige unvollständige Sätze auffassen konnte. Der erste Antrieb des jungen Mannes war, sich zurückzuziehen; er verachtete jedes Ausspioniren; aber sein und Ellens Name, von dem Indier ausgesprochen, fesselten ihn auf die Stelle.

Henry kannte sich als Gegenstand von Zara's Haß; ihre unheilverkündenden Blicke, wenn sie ihm begegnete, und die eifersüchtige Hartnäckigkeit, womit sie bei mehr als einer Veranlassung die Schritte ihrer Gebieterin verfolgt hatte, ließen ihm in dieser Beziehung keinen Zweifel. Er wußte auch, daß Miran sein Nebenbuhler war. Aber welches Motiv konnte den Oberst veranlaßt haben, sich mit denselben gegen ihn zu verbinden? Das blieb ihm noch zu erforschen übrig.

„Nun, Master Henry!“ flüsterte Joe, „was denkst Du davon?“

Ein Zeichen des jungen Mannes schloß ihm den

Mund. Er hörte wiederholt seinen Namen von Miran.

„Morgen wird sich mein Schicksal entscheiden," sprach der Indier. „Ich will aus Ellens eigenem Munde erfahren, ob sie wirklich diesen Bauern ohne Geburt liebt, den vielleicht die Gunst eines schwachköpfigen Einsiedlers oder ein falsches Gefühl der Dankbarkeit von Seiten seiner Mündel mit Eitelkeit und anmaßenden Hoffnungen berauscht hat."

„Sie liebt ihn," erwiderte die Aya. „Sie haben Worte ausgetauscht, die mir niemals aus dem Gedächtniß kommen. Nähert er sich, so erkennt sie von Ferne das Geräusch seiner Schritte; sie folgt ihm mit träumerischem, nachdenklichem Blick, wenn er sich entfernt; dieß Alles offenbart mir ihre Liebe!"

„Man muß mit diesem Lümmel ein Ende machen, man muß ihn tödten!" sagte Oberst Mowbray, zum ersten Mal das Wort nehmend. „Da dieser Kerl es wagt, sich mit Leuten von Stand auf gleiche Linie zu stellen, so wird nichts leichter sein, als ihn in einen Streit zu verwickeln."

Miran antwortete mit einem bittern Lächeln.

„Wen will man tödten?" fragte Joe mit leiser Stimme.

Ein Wort Henry's legte ihm von Neuem Stillschweigen auf.

„Das wäre das Mittel, Ellen für immer zu verlieren," antwortete die Aya.

Ihr Pflegling schaute sie mit fragender Miene an.

„Man muß ihn in Ellens Gegenwart erniedrigen," fuhr sie fort, „demüthigen, vernichten, sie sehen lassen,

von welchem Koth der geformt ist, den sie liebt. Bringt ihren Stolz in Aufregung, denn sie ist eben so stolz als schön. Todt wird sie sein Gedächtniß heilig halten; aber lehrt sie, ihn zu verachten, und diese nichtige Laune wird aus ihrem Herzen verschwinden, wie der Thau vertrocknet auf den Blumen, wenn die Sonne am Firmament aufsteigt."

„Sie hat Recht!" rief Miran. „Beim Himmel! Zara hat Recht. Ich will diesen kriechenden Sclaven so verhöhnen, so zerdrücken und erniedrigen, daß Ellen über ihre unwürdige Vorliebe erröthen soll."

Hätte der Indier den flammenden Blick Henry Ashtons und das verächtliche Lächeln, welches seine Lippen kräuselte, als er das Vorhaben seines Nebenbuhlers hörte, gesehen, er würde dasselbe auf der Stelle als unnütz aufgegeben haben. Er konnte ihm wohl das Leben nehmen; aber ihn erniedrigen niemals; denn der junge Mann hatte ein so entschlossenes Herz, einen so unbezähmbaren Muth, wie er selbst.

„Gehen wir," sprach er zu seinem Begleiter, „ich habe genug gehört."

„Und hast Du verstanden, wovon die Rede war?" fragte Joe, sich durch das Gebüsch einen Weg bahnend, um wieder auf die Gemeindewiese zu gelangen.

„Ja," murmelte der junge Mann, „aber gewarnt, bin ich gegen sie gewaffnet . . . . Danke, Joe," setzte er, ihm die Hand drückend, hinzu, „Du hast mir einen unschätzbaren Dienst geleistet."

„Wirklich!" rief Joe, mehr und mehr erstaunt.

„Einen Dienst, den ich nie vergelten kann."

„Sprich nicht von Vergeltung, Master Henry; „hast Du mich nicht Abends lesen und schreiben gelehrt, wenn die Schafe in den Stall getrieben und das Werk zu Ende war, und wenn ich etwas schlecht gemacht hatte und der Farmer sich über mich erzürnte, hattest Du nicht immer ein gutes Wort, um ihn zu besänftigen? Eine Vergeltung!" wiederholte er, auf seine breite Brust schlagend, „bedarf mein Herz dessen?"

Henry kam nicht mehr darauf zurück, denn er verstand Joe. Dieser war zu beschränkt, als daß er an eine andere, als Geldbelohnung denken konnte.

„Du mußt mir ein Ding versprechen," nahm sein junger Herr wieder das Wort.

„Ein halb Dutzend, und sehr gern. Was ist es?"

„Ein völliges Stillschweigen über Das, was diese Nacht geschehen ist, zu beobachten; ich habe wichtige Gründe dafür."

Joe versprach es ihm ohne Schwierigkeit. Hätte Henry es von ihm verlangt, er hätte ihm ebenso gut versprochen, den Längengrad von Carrow, oder den Werth des Quadrats der Hypotenuse zu finden. Ueberdieß war es für ihn eine wahre Erleichterung, dieses Abenteuer zu vergessen; denn da er es nicht begreifen konnte, ersparte es ihm die Verlegenheit, darüber nachzudenken.

Als sie auf der Farm ankamen, schlief das alte Paar schon längst. Henry sagte seinem treuen Freunde gute Nacht und zog sich auf sein Zimmer zurück, indem er Joe bei dem Geschäfte ließ, eine ungeheure Platte mit Schweinefleisch und Kraut zu vertilgen.

Aber der Schlaf fand sich nicht ein, Henry's Augen zu schließen. Das in der Hütte des Kaninchenwärters angehörte Gespräch bewies ihm, daß er einen Nebenbuhler und Feind hatte; er glich einem jungen Gladiator, der nach Kampf begierig war.

„Er will mich erniedrigen!“ wiederholte er bei sich, „mich durch die Verachtung demüthigen, mich in Ellens Gegenwart beschimpfen! . . . Nun, wir wollen sehen. Ist mein Name noch nicht in den Archiven des Adels einregistrirt, so ist mein Herz wenigstens edel und würde es verschmähen, den Vortheil der Geburt, selbst gegen einen Feind, geltend zu machen. Er will mich erniedrigen, der übermüthige Prahlhans! Man kann nur selbst sich erniedrigen!“

Kaum begann der Tag anzubrechen, so erhob sich Henry Ashton von dem Bett, auf das er sich geworfen hatte. Dann öffnete er einen Schrank, der sich gegenüber vom Fenster befand, nahm aus einer Schublade ein Paar Pistolen von kostbarer Arbeit heraus, die nach der Aussage des würdigen Pächters seinem Vater gehört hatten; er untersuchte sorgfältig das Schloß; vielleicht sagte ihm eine Ahnung, daß er deren bald bedürftig sein würde. Befriedigt von ihrem Zustand, versah er sich mit Kugeln und Pulver und entfernte sich, ehe Jemand im Hause auf war.

Als einige Stunden nachher Frau Ashton in die Küche hinabkam, war die erste Frage nach ihrem Neffen; aber Niemand von den Dienstboten hatte ihn gesehen. Dieß kam ihr sehr sonderbar vor, da sie auf seinem Zimmer gewesen war, um

ihn zu rufen, und also wußte, daß sein Bett gebraucht worden war.

„Beunruhigen Sie sich nicht," sagte endlich Joe Beans. „Ich glaube zu wissen, wo er zu finden ist."

„Und wo denn?"

„Am Zaun da unten. Master Harry unterhält sich ohne Zweifel damit, die Saatkrähen zum Teufel zu schicken. Hören Sie? das muß er sein . . . . und doch ist es nicht der Schall der alten Flinte, er ist zu kurz dazu."

„Es ist nicht die Flinte," erwiderte seine Herrin, „denn ich habe sie in seinem Zimmer gesehen."

Während sie sich in Vermuthungen verloren, kam unser Held, welcher seine ganze Munition verschossen hatte, zurück, um neue zu holen.

„Barmherzigkeit, Harry!" rief seine Tante, so bald sie ihn mit den Pistolen in der Hand kommen sah; „was hast Du mit diesen mörderischen Waffen zu thun?"

„Ich habe sie probirt," antwortete der junge Mann, sie liebevoll umarmend. „Die Pistolen sind schon so lange her vergessen; ich fürchtete, sie würden verrosten."

Trotz seiner Ungeduld, zu seinen Uebungen auf der Scheibe, die er errichtet hatte, zurückzukehren, war Henry genöthigt, zur Vermeidung jedes Verdachts beim Frühstück zu bleiben. Er wußte, daß seine Tante, obwohl eines der besten Geschöpfe von der Welt, doch von Natur neugierig war, und das einzige Mittel, ihre Frage von einem Gegenstand abzulenken, darin bestand, sie auf einen andern Gegenstand zu richten.

Indem er der am Abend zuvor in der Kirche mit dem Khan vorgefallenen Scene und des Umstands gedacht, daß nach der Aussage des alten Martin die Wittwe Musgrove und ihr Sohn einst auf der Farm gewohnt hatten, entschloß er sich, Frau Ashton darüber zu befragen.

„Tante,“ sagte er, „erinnern Sie sich noch der Musgrove?“

„Ob ich mich ihrer erinnere! Gewiß, Harry! beim Tode des alten Musgrove, der Hausmeister in der Abtei gewesen war, befanden sich seine Wittwe und ihr Sohn in großer Noth. Matthäus nahm sie bei sich auf und verschaffte später dem Sohn die Mittel, nach Indien zu gehen, wo er Officier wurde. Aber er hat sich undankbar in seinem Glück gezeigt und dem Farmer niemals einen Schilling von dem ihm vorgeschossenen Gelde bezahlt. Das ist einer der Gründe, warum er niemals diesen Namen ausspricht; der andere ist der, daß er nicht gern von seinen guten Thaten spricht; er fürchtet, er möchte das Ansehen haben, als rühme er sich derselben. Aber das ganze Dorf weiß, wie Matthäus Ashton an der Wittwe und dem Waisen seines alten Freundes gehandelt hat.“

„Und was ist aus ihnen geworden?“

„Die Wittwe starb vor Kummer,“ sagt man, „in Folge der Härte ihres Sohnes, der eine reiche Indierin heirathete. Ich habe alle seine Briefe irgendwo.“

„Heirathete eine reiche Indierin!“ rief Harry, dem ein plötzliches Licht aufging. „Geben Sie mir diese Briefe!“

„Wozu können sie Dir helfen?“

„Geben Sie mir dieselben. Ich ziehe sie allem Gold jener fernen Himmelsstriche vor, woher sie gekommen sind. Vielleicht hängt mein Glück davon ab!“

Obgleich die Farmerin sich nicht erklären konnte, wie die Briefe eines Undankbaren, der wahrscheinlich schon seit vielen Jahren verstorben war, zu dem Glück ihres Harry beitragen konnten, beeilte sie sich doch, sein Verlangen zu befriedigen. Nachdem sie einen alten Schrank geöffnet und unter einer Masse von Dingen, die sich hier unter einander fanden, herumgestöbert hatte, zog sie ein Packet mit einem schwarzen Band zusammengebundener Briefe hervor. Einige trugen die Adresse des Farmers, andere die der Wittwe Musgrove.

„Nimm sie, Harry!“ sagte sie, „wiewohl ich nicht sehe, wie sie Dich glücklich machen können.“

Ihr Neffe machte schnell das Packet auf und durchlief zwei oder drei Briefe, darunter den letzten, welchen der junge Mann an seine Mutter geschrieben hatte und worin er ihr seine Heirath anzeigte. Henry erröthete, als er denselben las, und in seinen Augen glänzte ein Strahl des Triumphs und der Verachtung.

„Harry, Harry!“ rief seine Tante, „was hast Du, mein Junge?“

„Nichts .... nichts! .... Und der, welcher diese Briefe geschrieben hat, dieser Richard Musgrove, wurde, sagen Sie, auf Kosten meines Oheims nach Indien geschickt?“

„Allerdings, und das kam sehr hoch zu stehen, denn der Farmer war damals noch nicht so reich, wie jetzt.“

„Und sein Vater war Hausmeister in der Abtei?“

„Ueber dreißig Jahre lang. Viele Leute waren darüber ungehalten, daß der verstorbene Baronet beim Tode des Alten nichts für dessen Wittwe und Sohn that, aber ich habe von Vertrauensmißbrauch, vom Verschwinden von Geldsummen reden hören; Gott weiß, ob es wahr ist oder nicht; auch wiederhole ich alle diese Dinge nicht gern . . . . aber da kommt Dein Oheim . . . . daß er die Briefe nicht sieht!“

Einen Augenblick nachher hatte er die Briefe in seine Tasche gesteckt. Dann ging er fort, um der Freude seines Herzens freien Lauf zu lassen.

Die alte Frau folgte ihm mit zärtlichem und sorgenvollem Blick. Sie begriff sein Benehmen nicht. Wie konnte ein Packet alter Briefe ein solches Entzücken bei ihm erregen? Sie schüttelte den Kopf und schrieb Alles dem Studium des Griechischen zu, wie sie jedesmal that, wenn sie sich die Handlungen ihres Lieblings nicht erklären konnte.

„Er will mich demüthigen!“ wiederholte Henry Ashton zum hundertsten Mal, als er einige Stunden später der Abtei zuschritt. „Er will mich durch Verachtung zerdrücken, ha! ha! ha! . . . mich in Ellens Gegenwart meine Niedrigkeit fühlen lassen! Nun, wir wollen sehen! Ich habe der Schlange das Gift genommen, und ihr Biß ist nicht mehr zu fürchten!“

Ende des ersten Bandes.

Schnellpressendruck von E. Greiner in Stuttgart.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Seit langer Zeit war es der lebhafteste Wunsch von Sir Jasper Pepper, dem edeln Gebieter von Tarrow-Abbey vorgestellt zu werden. Der Besuch des Bruders von dem Baronet war eine allzu günstige Gelegenheit, um sich dieselbe entschlüpfen zu lassen, und trotz des Widerstrebens seines Gastes, der sich stellte, als verstände er seine Insinuationen nicht, erklärte ihm endlich Sir Jasper sein Verlangen in so deutlichen Worten, daß er ohne Beleidigung für denselben nicht umhin konnte, darauf einzugehen.

Die Verlegenheit des Obersts Mowbray wurde noch größer, als General Bouchier und der Capitän Herbert vorschlugen, sie zu begleiten. Miran schloß sich ihnen ganz natürlich an.

„Ich weiß kaum, wie mein Bruder uns empfangen wird," sagte der Oberst unterwegs. „Sie wissen, daß er seit der unglücklichen Affaire von Capitän Lucas mit seiner Frau das Leben eines Eremiten führt."

„Dieser Lucas war, wenn ich mich nicht irre, ein Freund von Ihnen,“ fiel der General ein.

„Ja,“ erwiderte der Oberst, „und diesem Umstand schreibe ich die Kälte meines Bruders gegen mich zu. Er hat mir niemals vergeben, daß ich diesen Lucas seiner Frau vorgestellt habe . . . . als ob ich,“ setzte er mit erzwungenem Lachen hinzu, „hätte voraussehen können, was daraus entspringen würde!“

Von der ganzen Gesellschaft schien nur Miran durch diese Worte betroffen und heftete auf den Oberst einen forschenden Blick, welcher der Verachtung Platz machte, als der Spieler mit verwirrter Miene die Augen niederschlug.

„Er hat es vorher gesehen,“ murmelte der junge Indier. Und diese Ueberzeugung vergrößerte noch, wo möglich, die bittere Verachtung, die ihm sein Verbündeter einflößte.

Wiewohl Sir William Mowbray von diesem Ueberfall geärgert war, empfing er doch seinen Besuch mit jenem ausgesuchten Tact, den man am besten mit der Politur und Kälte des Marmors vergleichen könnte. Es lag Nichts in seinem Empfang, worüber die kritteligste Person sich hätte beklagen können, aber eben so wenig, was zur Wiederholung des Besuchs einlud.

Auf die übertriebenen Complimente von Sir Jasper über die Schönheit von Carrow-Abbey und das Alter der Familie Mowbray antwortete der Eremit nur mit einem Lächeln.

„Sie müssen sehr glücklich sein,“ setzte der kleine

Director hinzu, „mit einem historischen Namen und einem Wohnsitz, wie diesem! Bis auf die Saatkrähen hat Alles hier ein aristocratisches Ansehen!"

Der Baronet hatte Mühe, einen Seufzer zu ersticken. Nichts konnte weniger am Platze sein, als diese Anspielung auf ein Glück, das nicht vorhanden war; aber Sir Jasper war viel zu stumpf, um nur die Wunde zu ahnen, die er zum Bluten brachte.

Miran warf dem Oberst einen Blick zu, damit er sich nach Ellen erkundige. Die Abwesenheit des Mädchens erfüllte das Herz des Indiers mit Galle und Eifersucht.

„Wo ist meine Nichte?" fragte der Spieler.

„Sie hat einen Spaziergang mit ihrem Cousin Walter gemacht," antwortete sein Bruder; „sie sind ohne Zweifel im Park."

Miran hätte gern gefragt, ob sein Nebenbuhler bei ihnen wäre; aber der Respect verhinderte ihn daran.

Diese Unterredung fand auf dem Rasenplatz vor der Abtei statt, wo der Baronet seinen Morgenspaziergang machte, als er von dem Besuch überrascht wurde.

Einen Augenblick hernach kam Henry Ashton an. Seine Gegenwart verursachte ihm, wiewohl sie das Herz des Eifersüchtigen von einer grausamen Beklemmung befreite, eine nicht minder bittere und für seinen Stolz kränkendere. Der junge Mann wurde von Ellens Oheim mit einer an väterliche Liebe grenzenden Herzlichkeit empfangen. Er nahm ihn vertraulich am Arm und stellte ihn den Besuchern,

mit Ausnahme seines Bruders und Mirans, die er schon gesehen hatte, vor. Der Oberst grüßte ihn ziemlich kalt; der Indier stellte sich, als nehme er ihn gar nicht wahr.

„Noch nicht!" sprach unser Held bei sich. „Er will mich in Ellens Gegenwart erniedrigen. In ihrer Gegenwart werde auch ich ihn demüthigen!"

Die Gesellschaft trat in die Allee, welche auf den See hinauslief, und sie entdeckten bald in einer gewissen Entfernung Cousin und Cousine, gefolgt von Dick Martin. Sobald Ellen und Walter ihren Oheim und dessen Besucher erkannten, ritten sie auf dieselben zu. Getrieben von derselben Bewegung, traten Henry und Miran zugleich vor, Ellen beim Absteigen behilflich zu sein. Der Indier, begierig, den geringsten Vortheil seinem Nebenbuhler abzugewinnen, ergriff den Zelter am Zügel. Das Thier bäumte sich; es war an ein so rasches Verfahren nicht gewohnt.

Der Augenblick der Verwirrung, der daraus entsprang, gestattete unserem Helden, sich von der Seite dem Pferde zu nähern und Ellen in seine Arme aufzufassen, als das muthige Mädchen aus dem Sattel zu Boden sprang. Das Alles ging sehr schnell, und Ellen drückte Oberst Mowbray, der ihr seine Freunde vorstellte, die Hand, ehe Miran sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

„Sie sollten mehr Acht geben, Sir, wenn Sie einem Pferd nahe kommen!" rief der Sohn der Begum zornig. „Ihre Ungeschicklichkeit hätte für Miß de Vere beinahe einen Unfall zur Folge gehabt!"

„Sagen Sie vielmehr, Ihr eigener Ungestüm, Sir!" erwiderte Henry Ashton mit herausfordernder Kälte. „Warum so unklug dem Pferde in die Zügel fahren? Das Alles kann sehr gut in Indien sein, wo Pferde und Menschen anders erzogen werden."

Es gab eine Pause der Verlegenheit. Die arme Ellen, welche bei dem Gedanken an einen Streit zwischen zwei so heißen Köpfen zitterte, gab sich Mühe, sie zu beruhigen. Sie reichte Miran die Hand, indem sie ihn versicherte, es sei für sie keine Gefahr gewesen, und bat ihn, an diese Kleinigkeit nicht mehr zu denken.

„Das ist ein dünkelhafter Geck!" flüsterte Walter Mowbray unserm Helden zu, indem er ihm zu großem Mißfallen seines Vaters und zu geheimer Freude von Sir William die Hand drückte. „Ich bin zu glauben geneigt, daß er Streit mit Ihnen sucht."

„Er komme!" sagte Henry, „ich bin bereit!"

Der Baronet sah an den Blitzen, die im Auge der beiden Nebenbuhler leuchteten, daß es zu einer Explosion kommen würde, wenn er nicht in's Mittel träte.

„Du würdest gut daran thun, liebe Ellen, in das Haus zurückzukehren; die Alleen sind feucht. Walter wird Dich begleiten."

Ellen nahm den Arm ihres Cousins und wandte sich mit ihm der Abtei zu, als die Vorstellung eines Streites zwischen ihrem Geliebten und Miran sie ergriff. Mit zitternder Stimme flüsterte sie Walter

„Und sein Vater war Hausmeister in der Abtei?“

„Ueber dreißig Jahre lang. Viele Leute waren darüber ungehalten, daß der verstorbene Baronet beim Tode des Alten nichts für dessen Wittwe und Sohn that, aber ich habe von Vertrauensmißbrauch, vom Verschwinden von Geldsummen reden hören; Gott weiß, ob es wahr ist oder nicht; auch wiederhole ich alle diese Dinge nicht gern . . . . aber da kommt Dein Oheim . . . . daß er die Briefe nicht sieht!“

Einen Augenblick nachher hatte er die Briefe in seine Tasche gesteckt. Dann ging er fort, um der Freude seines Herzens freien Lauf zu lassen.

Die alte Frau folgte ihm mit zärtlichem und sorgenvollem Blick. Sie begriff sein Benehmen nicht. Wie konnte ein Packet alter Briefe ein solches Entzücken bei ihm erregen? Sie schüttelte den Kopf und schrieb Alles dem Studium des Griechischen zu, wie sie jedesmal that, wenn sie sich die Handlungen ihres Lieblings nicht erklären konnte.

„Er will mich demüthigen!“ wiederholte Henry Ashton zum hundertsten Mal, als er einige Stunden später der Abtei zuschritt. „Er will mich durch Verachtung zerdrücken, ha! ha! ha! . . . mich in Ellens Gegenwart meine Niedrigkeit fühlen lassen! Nun, wir wollen sehen! Ich habe der Schlange das Gift genommen, und ihr Biß ist nicht mehr zu fürchten!“

Ende des ersten Bandes.

Smith, John Frederick

Die Abtei Carrow Roman von J. F. Smith. Frei nach dem Englischen von Bü
chele

Bd.: 1

Stuttgart 1859